



LK 3567/1



Mitteilungen der
Gottfried Keller-Gesellschaft
Zürich

2012

VORSTANDSMITGLIEDER

Stand August 2012

Präsident

Dr. phil. Rainer Diederichs
Hadlaubstrasse 42
8044 Zürich

Quästor

Lic. oec., lic. iur.
Christian Gut
Mühlebachstrasse 10
8008 Zürich

Aktuarin

Prof. Dr. Ursula Amrein
Ceresstrasse 25
8008 Zürich

Beisitzerinnen und Beisitzer

Prof. Dr.
Susanna Bliggenstorfer
Direktion
Zentralbibliothek Zürich
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

Dr. phil. Hugo Bütler
Attenhoferstrasse 33
8032 Zürich

Hansjürg Diener
Dipl. Ing. ETH
Blümlisalpstrasse 78
8006 Zürich

Konrad Erni
Marchstrasse 1
8192 Zweidlen

Lic. phil. Beat Gyger
Oberburg 44
8158 Regensburg

Prof. Dr.
Hildegard Elisabeth Keller
Zollikerstrasse 265
8008 Zürich

Lic. phil. Manfred Papst
NZZ am Sonntag
Postfach
8021 Zürich

Lic. phil.
Denise Wagner-Landolt
Krähbühlstr. 10
8044 Zürich

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Ursula Amrein
Ceresstrasse 25
8008 Zürich
Tel. +41 (0)43 499 39 70
info@gottfriedkeller-gesellschaft.ch

Internetadresse

www.gottfriedkeller-gesellschaft.ch

Die *Mitteilungen der Gottfried Keller-Gesellschaft* werden von der Gottfried Keller-Gesellschaft einmal jährlich herausgegeben.

Redaktion: Rainer Diederichs und Ursula Amrein

Druck: Sihldruck AG, Zürich

Inhaltsverzeichnis

Manfred Papst «Meine dummen Späße betreffend». Zur Beziehung zwischen Gottfried Keller und Theodor Storm	4
Rainer Diederichs «Das Fassel rollt heran». Gottfried Keller und Wien	26
Pia Brandenburg «Waldhornjungfrau» und «Distelfink». Gottfried Kellers Salome-Figuren im Novellenzyklus «Das Sinngedicht» und in der Novelle «Der Landvogt von Greifensee»	36
Christoph Egger Der grüne Heinrich und der weisse Wal. Überraschende Berührungspunkte zwischen Gottfried Keller und Herman Melville	43
Rainer Diederichs Jahresbericht des Präsidenten.....	53
Verzeichnis der Herbstbottreden.....	58
Beiträgerinnen und Beiträger	61
Mitgliedschaft bei der Gottfried Keller-Gesellschaft.....	61
Programm Herbstbott 2012	63

«Meine dummen Späße betreffend»

Zur Beziehung zwischen Gottfried Keller und Theodor Storm

Manfred Papst

1882 zog Gottfried Keller mit seiner Schwester vom oberen Bürgli in Zürich-Enge ins Haus Thaleck in Hottingen. Der Wohnungswechsel verlief widerwärtig und mühevoll. Das Gerümpel des seit 1817 bestehenden Haushaltes mit noch dreissig Jahre älteren Nichtswürdigkeiten, die sich immer mitgeschleppt hatten, war wie verhext und von Bosheit besessen. Beim Öffnen einer alten Schachtel fand Keller ein altes Taufhäubchen von rotem Samt, worin vermutlich die sechs «gehabten» Kinder der Mutter getauft worden waren. Eine dabei liegende dicke, seidene Fallmütze in Form einer Kaiserkrone war ihm bekannt. Er wusste, dass er sie selbst getragen hatte. Eine Stunde später purzelte er mit einem Arm voll Bücher von der Bücherleiter hinunter und schlug den Schädel beinahe zuschanden; man musste die Schramme nähen. In die Ironie des Schicksals mischte sich noch ein Tropfen Selbstverachtung; denn die Schuld des Sturzes lag in einer jener Charakterschwächen, die Keller sich selbst zuschrieb. Er war in den Laden eines Schusters gegangen, um ein Paar warme Pantoffeln für den Winter zu kaufen; da es dort keine passenden von der verlangten Art gab, hatte er sich mit offenen Augen ein Paar aufschwätzen lassen, das für seinen Fuss anderthalb Zoll zu lang war. In diesen Pantoffeln blieb, wenn er darin stand, vorn vor den Zehen ein leerer Raum, und auf diesen trat er, als er, von der Leiter heruntersteigend, die untere Stufe suchte.

Diese Szene beschreibt Gottfried Keller am 21. November 1882 seinem «liebwertesten Freund und Storm».¹ Sie ist nur eines von vielen Kleinodien in einem Briefwechsel, der zu den schönsten, aufschlussreichsten und seltsamsten deutschen Dichter-Korrespondenzen des 19. Jahrhunderts zählt. Für seinen besonderen Stellenwert gibt es mehrere Gründe.

¹ Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller wird hier nach der Ausgabe von Peter Goldammer (Aufbau Verlag, Berlin 1960, abgekürzt PG) zitiert, die eine sanft modernisierte und vereinheitlichte Orthografie wählt, die Stellen werden sowohl nach dieser als auch nach der buchstabengetreuen Ausgabe von Karl Ernst Laage (Erich Schmidt Verlag, Berlin 1992, abgekürzt KEL) nachgewiesen. Daneben wurden auch die Ausgaben von Albert Köster (vgl. Anmerkung 3) und Carl Helbling (Gottfried Keller, Gesammelte Briefe, 5 Bände, Benteli-Verlag, Bern 1950–1954) dankbar benutzt. – PG S. 124 f., KEL S. 95 f.

Der erste: Die beiden Erzähler treten erst im März 1877 in Kontakt. Da sind sie beide Männer von gegen sechzig Jahren, gestanden, bewährt, zumindest nach damaligen Massstäben beinahe schon alt. Das bestimmt den Ton ihrer Briefe. «Ich danke für Ihre Jahreswünsche gar herzlich und hoffe, daß ich in der Tat einen Ruck vorwärts tue mit meinen Lebensrestanzen; denn der Handel fängt nun doch an, unsicher zu werden, und ein Altersgenosse nach dem andern wird kampfunfähig oder segelt gar von dannen», schreibt Keller bereits am 26. Februar 1879.²

Der zweite Grund: Keller und Storm sind sich nie persönlich begegnet. Sie sind reine Briefpartner. Sie teilen keinerlei Erlebnisse, an die sie sich gemeinsam erinnern, auf denen sie aufbauen, auf die sie zurückkommen könnten. Der Humus ihrer Freundschaft ist das Briefpapier. Entsprechend volatil und empfindlich ist die Beziehung.

Die dritte Seltsamkeit ist die, dass diese Dichterfreundschaft gleichsam mit ihrem emotionalen Höhepunkt anhebt, um dann, nach einigen Jahren lebhafter Werkstattgespräche, in einer sanften Sinkbewegung an Intensität zu verlieren. Zwischen Dezember 1884 und Storms Tod am 4. Juli 1888, also während dreieinhalb Jahren, antwortet Keller nur noch ein einziges Mal auf fünf Schreiben Storms. Er fühlt sich jählings gealtert, und da er es gewohnt ist, jeglichen Gram mit sich selbst auszumachen, erlahmt seine Korrespondenz ganz allgemein. So endet der Briefwechsel aufseiten Storms mit freundlicher Aufmunterung, aufseiten Kellers mit mannhaftem Schweigen.

Insgesamt umfasst der Briefwechsel 59 Dokumente, 34 Schreiben von Storm und 25 von Keller. In den Jahren bis und mit 1884 ist die Kadenz ziemlich regelmässig: Pro Jahr gehen sechs bis acht Schreiben zwischen Husum bzw. Hademarschen und Zürich hin und her.

Die Korrespondenz hat sich, nach allem, was wir wissen, so gut wie vollständig erhalten. 1904 wurde sie von Albert Köster erstmals ediert.³ Die biografischen Rücksichten, die Köster damals noch auf lebende Zeitgenossen nehmen musste, halten sich in Grenzen. Allerdings werden sie weder begründet noch kenntlich gemacht. So sind die kritischen Bemerkungen, die

² PG S. 54 f., KEL S. 44.

³ Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller, herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Zweite, durchgesehene Auflage, Verlag der Gebrüder Paetel, Berlin 1904.

Keller über seinen Antipoden Conrad Ferdinand Meyer macht, hier einfach stillschweigend gestrichen.

Die zweite wichtige Ausgabe, die 1960 in Ost-Berlin erschienene Edition von Peter Goldammer,⁴ geht im Textkorpus wenig über Köster hinaus. Einige Briefe sind um damals ausgelassene Stellen ergänzt worden, eine Briefkarte von Storm und Heyse wurde eingefügt. Auch die dritte hier zu erwähnende Edition, die von Karl Ernst Laage in Verbindung mit der Theodor-Storm-Gesellschaft 1992 publizierte «kritische Ausgabe» der Briefe,⁵ bringt an Primärtexten nichts wesentlich Neues, ist indes aufgrund ihres akribischen Kommentars unentbehrlich. Sie ist übrigens knapp zwanzig Jahre nach ihrem Erscheinen immer noch in erster Auflage lieferbar. Das zeigt, wie verhältnismässig gering das breitere Publikumsinteresse auch an ausserordentlichen Briefwechseln ist. Es könnte allerdings sein, dass Kellers Korrespondenzen heute nur noch in der Online-Edition der Historisch-Kritischen Ausgabe, die ebenfalls 59 Dokumente verzeichnet, angeklickt werden.⁶

Wir haben es in unserer kleinen Betrachtung also mit einem Textkorpus zu tun, das in seiner Substanz seit gut hundert Jahren bekannt ist. Was hier an Neuem geboten wird, sind deshalb allenfalls ein paar bescheidene Deutungsversuche, nicht aber sensationelle neue Funde. Ich gestatte mir, gleichwohl auf das Thema einzugehen, zumal es in der achtzigjährigen Geschichte der Gottfried Keller Gesellschaft Zürich noch nie zur Sprache kam. Selbstverständlich muss ich mich dabei beschränken. Allein der Austausch Kellers und Storms über ihre Gedichte wäre ein Thema für einen eigenen Vortrag. Auch Kellers taktvolle, in der Substanz aber höchst kritische Auslassungen über Storms Novellen böten Stoff für einen ganzen Herbstbott. Dies und manches andere mehr muss hier wegfallen.

Zum Briefwechsel der beiden Dichter kommt als zusätzliche Quelle ihre Korrespondenz mit Dritten. Da ergeben sich reizvolle und bisweilen auch verräterische Nuancen. Von einer eigentlichen «doppelten Buchhaltung»

⁴ Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller, herausgegeben und erläutert von Peter Goldammer. Aufbau-Verlag Berlin (Ost) 1960.

⁵ Theodor Storm – Gottfried Keller. Briefwechsel. Kritische Ausgabe. In Verbindung mit der Theodor-Storm-Gesellschaft herausgegeben von Karl Ernst Laage. Storm-Briefwechsel, Band 13. Erich Schmidt Verlag, Berlin 1992.

⁶ www.gottfried.keller.ch/hkka.

oder jener höheren Diplomatie, die uns auf Schritt und Tritt begegnet, wenn wir beispielsweise die Briefe und die gleichzeitigen Tagebücher von Thomas Mann vergleichen, kann jedoch keine Rede sein.

Storm und Keller begegnen sich spät und mit herzlichem Wohlwollen. Rasch ist die Anrede «Liebster» bei der Hand.⁷ Dennoch liegt eine Spannung in der Luft. Die Briefpartner sind in Sachen Herkunft, Charakter, Interessen und Lebensumstände höchst verschieden. Doch manches verbindet sie auch: Sie sind beide, mit einem von Keller im *Grünen Heinrich* verwendeten Wort, «Peripherie-Germanen». Will sagen: Sie leben an gegensätzlichen Enden des deutschen Sprach- und Kulturraums, nicht anders als Raabe und Fontane, Meyer und Gotthelf, und pflegen im Alltag die entsprechenden Dialekte. Gottfried Keller ist ein überzeugter Schweizer und kritischer Patriot, aber er hegt keinerlei Ressentiment gegenüber dem «grossen Kanton». Sein Verhältnis zur Hochsprache ist aufgeklärt und unverkrampft. In einem Brief an Storm bringt er es auf den Punkt. Am 13. August 1878 räsoniert er über Storms ums Jahr 1700 spielende Novelle *Renate*, deren altertümelnder Ton ihm nicht recht gefallen will. Er verweist dergleichen historisierende Versuche ins Reich der «Kabinettsstücklein» und fährt fort:

Nehme ich nun die verschiedenen Stammesdialekte hinzu, in welchen virtuos oder stümperhaft gearbeitet wird, von den Reuter, Groth, Hebel bis zu den bajuwarischen Quabblern und Nasenkünstlern, so scheint es mir doch, abgesehen von aller dargetanen Berechtigung und stattgefundenen Erbauung, daß etwas Barbarisches darin liege, wenn in einer Nation alle Augenblicke die allgemeine Hochsprache im Stiche gelassen und nach allen Seiten abgesprungen wird, so daß das Gesamtvolk immer bald dies, bald jenes nicht verstehen kann und in seinem Bildungssinn beirrt wird, der Fremde aber ein gewiegter Philologe sein müsste, der sich durch alles hindurchschlagen könnte. Natürlich gewinnt die gesamte Nationalsprache, wenn die Stämme und Provinzen ihre Idiome kultivieren und festhalten; aber ich glaube, man sollte die Übung den Quernaturen überlassen, welche nicht anders können, selber in seinem Hause alle möglichen Dialekte sprechen, aber schreiben nur in der einen und allgemeinen Sprache, wenn man sich dieser einmal gewidmet hat.⁸

⁷ «Liebster Keller», schreibt Storm bereits in seinem zweiten Brief vom 7. April 1877.

⁸ PG S. 41 f., KEL S. 34.

Diese Passage zeigt etwas, das uns in dieser kleinen Betrachtung noch mehrfach begegnen wird: Keller kommt zwar aus kleinen Verhältnissen, aber er denkt grossräumig, grosszügig, vorurteilslos. Nirgends beweist sich das eindrücklicher als bei seiner Antwort auf einen Brief Storms vom 14. August 1881.⁹

In diesem Schreiben hat sich Storm über eine herabsetzende Definition der Novelle als Gattung aufgeregt, die er bei Georg Ebers gefunden hat, und den Autor dabei als Juden apostrophiert. Keller reagiert am 16. August 1881 wie folgt:

Das, was er [Ebers] zur Herabsetzung der Gattung der Novelle sagt, würde mich nicht stark rühren; vor ein paar Jahren degradierte er ebenso den Roman, indem er von sich aussagen liess, er schreibe nur Romane, wenn er krank und zu ernster Arbeit unfähig sei. Übrigens hat sein Judentum, was mir unbekannt ist, mit der Sache nichts zu schaffen. Herr von Gottschall, ein urgermanischer Christ, hat schon ein dutzendmal verkündigt, Roman und Novelle seien untergeordnete, unpoetische Formen und fielen nicht in die Theorie. [...] Auch Gustav Freytag, der ja sonst ein verständiger Mann ist, tat um die Zeit, wo er seine «Ahnen» im Schild führte, den Ausspruch, die Zeit der kleinen Erzählung dürfte für immer vorbei sein, nach der schlechten Manier, die Gattung, die man nicht selber pflegt, vor der Welt herunterzusetzen und die augenblickliche eigene Tätigkeit als den einzig wahren Jakob hinzustellen. Hiezu braucht es keine Juden, so wie überhaupt meine Erfahrungen und Beobachtungen dahin gehen, daß ich auf jeden vorlauten und schreienden Juden zwei dergleichen Christen, seien es Franzosen oder Deutsche, Schweizer inbegriffen, rechnen kann.¹⁰

Hier haben wir in einer Nussschale alles, was wir an Keller bewundern: den offenen, urbanen Geist, die Abwesenheit von Neid und Ressentiment, die Gabe zur kernigen, direkten Formulierung. Die Frage nach Art und Wert der literarischen Gattungen hat Keller übrigens im zitierten Brief so knapp wie überzeugend beantwortet: Er glaubt, dass es für keine literarische Gat-

⁹ PG S. 94, KEL S. 73.

¹⁰ PG S. 97 f., KEL S. 76.

tung aprioristische Regeln gibt. Vielmehr werden die Theorien stets erst im Nachhinein aus Werken, die als mustergültig gelten, herausdestilliert.¹¹

Bei Storm ist das Verhältnis von Herkunft und Denken fast ein wenig umgekehrt wie bei Keller. Er entstammt einer Patrizierfamilie, pflegt aber zunächst ein diffuses politisches Weltbild und hängt romantischen Vorstellungen nach. Erst durch den dänischen Krieg in Schleswig-Holstein wird er zum Patrioten. Er geht ins preussische Exil, wo er aber nicht minder unglücklich ist. Am Ende bleibt er ein Provinzler, sympathisch, gefühlvoll, ja, mit einem gewissen Hang zur Sentimentalität, ein wenig verschlafen in seiner sprichwörtlichen, schon von Fontane karikierten «Husumerei», ein Idylliker und Harmoniker, der sich mit seinen besten Werken gleichwohl auf der Landkarte der Weltliteratur einträgt.

Was die beiden Dichter freilich verbindet, ist neben ihrem Bekenntnis zu einem bürgerlichen Brotberuf ihr skeptisches Verhältnis zur Religion. Keller ist – namentlich durch die Lektüre Feuerbachs – zur Ansicht gelangt, dass das menschliche Leben endlich und gerade dadurch besonders kostbar ist. Storm teilt dieses skeptische Weltbild. Er glaubt, wie er in den Briefen an Keller explizit sagt, nicht an die Auferstehung des sterblichen Menschen und an das ewige Leben der Seele. Das hindert ihn jedoch nicht, das christliche Brauchtum aufs intensivste zu pflegen. Es gibt im 19. Jahrhundert wohl keinen deutschen Autor, der in Erzählungen, Betrachtungen und Briefen so angelegentlich und anheimelnd über das Weihnachtsfest fabuliert hat. Christbaum, Kerzenlicht, duftendes Gebäck, vergoldete Zweige, leuchtende Kinderaugen, liebevoll verpackte Geschenke: Der Agnostiker Storm wird nicht müde, von dieser Pracht zu erzählen. Dem herben Hagestolz Keller wird das manchmal fast zu viel. Der Weihnachtskult nehme wohl nach Norden hin ganz enorm zu, bemerkt er einmal trocken gegenüber Paul Heyse.¹²

Ohnehin zeigt sich in den Briefen Kellers und Storms, in welch unterschiedlichen Lebenswelten die beiden zu Hause sind. Storm steht einem vielköpfigen Haushalt vor, in dem gespielt, gesungen, vorgelesen wird, in dem es aber auch reichlich Kummer gibt, eine komplizierte Liebe zu zwei Frauen, Geldsorgen, den Tod der ersten Gattin im Kindbett, die ewige Angst um den

¹¹ Ebd.

¹² Ohnedies äussert sich Keller gegenüber Heyse immer wieder pointiert über den gemeinsamen Freund Storm. Vgl. in Helblings Briefedition, Band 3.1, besonders S. 63, 66, 76, 84, 95, 105.

ältesten, alkoholkranken Sohn Hans, der 22 Semester studiert, als Arzt scheitert und 38-jährig stirbt. Keller dagegen lebt als raubeiniger Junggeselle in einem Haushalt mit seiner grämlichen, disputierlichen Schwester, in einer bisweilen rührenden, bisweilen skurrilen Symbiose, der sich einige seiner lustigsten Briefe verdanken, beispielsweise der folgende. Keller schreibt am 26. Februar 1879 an Storm:

Da wir an Geldsachen sind, so will ich gleich noch einen wichtigen Punkt zur Sprache bringen. Sie haben nämlich schon einige Male Ihre Briefe mit Zehn-Pfennig-Marken frankiert, während es außerhalb des Reiches zwanzig sein müssen. Nun habe ich eine Schwester und säuerliche alte Jungfer bei mir, die jedes Mal, wenn sie das Strafporto von vierzig Pfennigen in das Körbchen legt, das sie dem Briefträger an einer Schnur vom Fenster des dritten Stockes hinunterlässt, das Zetergeschrei erhebt: «Da hat wieder einer nicht genug frankiert!» Der Briefträger, dem das Spaß macht, zetert unten im Garten ebenfalls und schon von Weitem: «Jungfer Keller, es hat wieder einer nicht frankiert!» Dann wälzt sich der Spektakel in mein Zimmer: «Wer ist denn da wieder?» (An Ihren Beraubungen haben Sie nämlich Konkurrenz in den österreichischen Backfischen, die an alle Dichter der letzten jeweiligen Weihnachtsanthologie um Autographen schreiben, sofern der Wohnort des betreffenden Klassikers aus dem Buche ersichtlich ist.) «Den nächsten Brief dieser Art», schreit die Schwester fort, «wird man sicherlich nicht annehmen!» – «Du wirst nicht des Teufels sein!» schrei ich entgegen. Dann sucht sie die Brille, um Adresse und Poststempel zu studieren, verfällt aber, da sie meine offenstehende warme Ofenröhre bemerkt, darauf, die Erbsuppe von gestern zu holen und in die Wärme zu stellen, so daß ich den schönsten Küchengeruch in mein Studierzimmer bekäme, was sonderlich für den Fall eines Besuches angenehm ist. «Raus mit der Suppe!» heißt's jetzt, «und stell sie in deinen Ofen!» «Dort steht schon ein Topf; mehr hat nicht Platz, weil der Boden abschüssig ist!» Neuer Wortkampf über die Renovation des Bodens, endlich aber segelt die Suppe ab, und die Portofrage ist darüber für einmal wieder vergessen; denn mit der Suppe hat Angriff und Verteidigung, Sieg und Niederlage gewechselt. Haben Sie also die Güte, der Quelle dieser Kriegsläufe nachzugehen und sie zu verstopfen.¹³

¹³ PG S. 53 f., KEL S. 43 f.

Wir verlassen nun diese häusliche Szene sogleich wieder und schauen einen Augenblick zurück ins Jahr 1853. Storm ist Assessor am Kreisgericht Potsdam und verkehrt regelmässig in der bekannten, von Theodor Fontane dominierten Berliner literarischen Gesellschaft «Tunnel über der Spree». Damals lebt Keller ebenfalls in Berlin, aber er besucht die besagte Gesellschaft nur ein einziges Mal. Ein spöttischer Brief an Paul Heyse vom 13. Dezember 1878, also aus der Distanz eines Vierteljahrhunderts, zeugt davon.¹⁴ Zu einer Begegnung zwischen Storm und Keller kommt es damals nicht. Es ist indes reizvoll, sich auszumalen, wie nah die nachmaligen Brieffreunde sich zumindest geografisch während jener Zeit waren, ohne voneinander Kenntnis zu nehmen. Auch später haben die beiden Dichter sich offenbar lange gescheut, brieflich in Kontakt zu treten. Wie aber haben sie überhaupt zusammengefunden?

Keller ist seit Mitte der 1870er-Jahre über den österreichischen Literaturkritiker Emil Kuh über Storm als Person – Teile des Werks hat er schon anderweitig gelesen –, informiert. Bereits am 18. Mai 1875 gibt Keller gegenüber Kuh eine treffliche Charakterisierung des nachmaligen Freundes ab: «solche stille Goldschmiede und silberne Filigranarbeiter», schreibt er «haben manchmal schlimmere Nücken, als man glaubt».¹⁵ «Nücken»: Das sind unverbesserliche Eigenheiten, also Mucken. Der schlesische Beamte Wilhelm Petersen, ein Freund Storms, Kellers und Heyses, knüpft schliesslich doch den Kontakt mit dem Zürcher Dichter, dem damals auch in Norddeutschland der Ruf als gelegentlicher Zecher und Raufbold vorausgeht.¹⁶

Storm schreibt Keller am 27. März 1877 einen wahren Huldigungsbrief. Der Husumer beginnt mit einer anmutig ausgemalten häuslichen Idylle, in welcher Kellers in der *Rundschau* erschienener *Hadlaub* gepriesen wird, um dann folgendermassen fortzufahren: «Bemerken muß ich noch, daß meinerseits die Freundschaft, um die ich jetzt werbe, eine längst begründete ist, alle Ihre Bücher in Vers und Prosa sind in erster Auflage meiner Bibliothek einverleibt worden...».¹⁷

¹⁴ Keller an Paul Heyse, 13. 12. 1878, Helbling, Briefe 3.1, S. 33.

¹⁵ Keller an Emil Kuh, 18. 5. 1875, Helbling, Briefe 3.1., S. 190.

¹⁶ Für eine kritische Einschätzung Kellers durch Storm in der Zeit ihrer ersten brieflichen Kontakte vgl. Storms Brief an Erich Schmidt vom 12. 4. 1877, in: Storm, Briefe Band 2, hrsg. von Peter Goldammer, Aufbau-Verlag, Berlin (Ost) 1984, S. 136.

¹⁷ PG S. 21, KEL S. 20.

Interessant ist aber nun, dass Storm bereits in seinem allerersten Brief an Keller schon in dessen Werk einzugreifen versucht. Unmittelbar nach den oben zitierten Zeilen schreibt er Folgendes:

Darf ich nun zum Schlusse noch eine Fürbitte für Johannes Hadlaub und Fides einlegen? – Das ganze Lieder-Minne-Spiel, das die alten Herrschaften zur Vermehrung ihrer Handschrift so eifrig schüren und begünstigen, zielt nach des Dichters Absicht doch dahin, daß nun dadurch den beiden jungen Menschen die wirkliche Frucht der Liebe in den Schoß fällt. Aber wenn nun dieser große Moment kommt, so verläßt der Dichter uns plötzlich, als hielte er [...] es unter seiner Würde, nur eine gewöhnliche [...] Liebesszene zu schreiben, und tut den großen Moment mit einer nur beiläufig referierenden Zeile ab. Darf ich es sagen? Es hat mich wie eine eigensinnige Nichtachtung nicht nur des Lesers – dagegen wäre oft nicht viel zu erinnern –, sondern viel mehr noch der eignen Dichtung berührt. Also: eine herzliche Bitte für Fides und Johannes!¹⁸

Schon in diesem Brief ist der Ton angeschlagen, der den Austausch der beiden Dichter über das nächste Jahrzehnt hin beherrschen wird. Da ist zum einen Wertschätzung, Freundschaft, Lust an der gedrechselten Causerie auch, da ist aber auch Kritik, die zu Vorbehalten und abgrenzender Selbstvergewisserung führt: Die Briefpartner geben sich im Folgenden oft souveräner, bescheidener und gelassener, als sie eigentlich sind. Der Ton bleibt herzlich oder doch zumindest höflich, doch in den Details ist allerlei Gift verborgen, das nach beiden Seiten hin wirkt.

Zunächst aber, am 30. März 1877, also praktisch postwendend, reagiert Keller von Storms Avance bewegt, ja geradezu ergriffen:

Sie haben mir das schönste Ostergeschenk gemacht, das ich je in meinem Leben bekommen; es ist freilich seit der Kinderzeit lange her; aber um so mehr braucht es, um jene durch der Ferne Blau vergrößerten Wunder in den Schatten zu stellen. Ich ergreife mit Dank und Freuden Ihre Hand und Ihr Geschenk und will trachten zu erwidern, was an meinem geringen Orte möglich ist.

¹⁸ PG S. 21 f., KEL S. 20.

Denn es ist mir nun ja alles Liebe und Schöne, was ich von Ihnen kenne, zum zweiten Male und gewissermaßen speziell wieder geschenkt. Die treuliche und freundliche Vermahnung, die Sie mir wegen Hadlaub und Fides geben, befremdet mich nicht, weil die Geschichte gegen den Schluß wirklich überhastet und nicht recht ausgewachsen ist. Das Liebeswesen jedoch für sich betrachtet, so halte ich es für das vorgerücktere Alter nicht mehr recht angemessen, auf dergleichen eingehend zu verweilen, und jene Form der Novelle für besser, wo die Dinge herbei geführt und alsdann sich selbst überlassen werden, vorausgesetzt, daß doch genugsam zwischen den Zeilen zu lesen sei.

Und nun folgt ein Satz, den ich zu den schönsten zähle, die Keller geschrieben hat:

Immerhin will ich den Handel noch überlegen; denn die Tatsache, daß ein lutherischer Richter in Husum, der erwachsene Söhne hat, einen alten Kanzellaren helvetischer Konfession zu größerem Fleiß in erotischer Schilderei auffordert, und zwar auf dem Weg der kaiserlichen Reichspost, ist gewiß bedeutsam genug.¹⁹

Offensichtlich hat Storms Brief Keller über alle Massen gefreut. Was die Hadlaub-Kritik betrifft, so geht er allerdings sofort in die Reserve. Er räumt zwar ein, dass der Schluss der Geschichte – es geht hier notabene noch um den Vorabdruck in der *Rundschau*, nicht um die Buchausgabe – nicht ganz geglückt ist, bricht dann aber doch eine Lanze für das Andeuten und Auslassen. Er tut das äusserst taktvoll, indem er keine allgemeingültige Poetik, sondern – mit feiner Ironie – sein eigenes vorgerücktes Alter für seine Entscheidung ins Feld führt. Die Botschaft ist gleichwohl deutlich genug.

Storm jedoch lässt nicht locker. Am 7. April 1877 schreibt er:

Übrigens lasse ich mich handeln [sic!]: nicht die Liebesszene selbst verlange ich, sondern event.[uell] nur den in Szene gesetzten Reflex derselben. Beispielsweise: wie die jungen Menschen aus dem Gemache treten, liegt verräterisches Leuchten auf ihrem schönen Antlitz. Ein kleines nasseweises Mädchen ruft: «Ihr beide, wie seht ihr aus!» Und von ihrer

¹⁹PG S. 22 f., KEL S. 21.

einem erfolgt kurze Antwort mit dem Mutwillen und dem Tiefsinne des Minneglückes. – Oder so dergleichen!²⁰

Acht Monate später meldet Keller gehorsam den Vollzug von Storms Willen. Am 31. Dezember 1877 kündigt er die Zusendung der Buchausgabe der «*Züricher Novellen*» durch seinen Verleger an und fügt hinzu: «Ich spreche davon wegen Ihrer erotischen Ratschläge, die Sie auf Seite 148 des ersten Bändchens, so weit meine unschuldige und ehrbare Phantasie reichte, befolgt finden.»²¹

Keller hat Storms Ratschlag also tatsächlich berücksichtigt, wenn auch auf eine abgründige Weise. Er schildert nun nämlich eine Situation, welche den aus kindlicher Perspektive offensichtlichen Zusammenhang von Sexualität und Gewalt durchschimmern lässt. In der Buchausgabe der *Züricher Novellen* lautet der Beginn der entsprechenden Szene, die in der *Rundschau*-Fassung noch aus dem einzigen lapidaren Satz «und wurden ohne weitere Verhandlungen einig, daß sie wollten Brautleute werden» bestanden hatte, nun so:

Wie sie [Fides] ihm das Kind abnehmen wollte, hielt es schalkhaft lächelnd an ihm fest, so daß sie ganz nahe treten mußte, um die Ärmchen von seinem Halse loszumachen; das Kind bot ihr mutwillig das Mäulchen hin, daß sie es küssen sollte, und über diesem Spiele fielen sich die zwei großen Leute um den Hals und umfingen sich, das Kind vergessend, so eng, daß dieses stark gedrückt wurde, ängstlich zwischen ihnen hervorstrebte und in eine Ecke floh. Dort öffnete es den Mund und begann laut zu weinen, weil es glaubte, daß die zwei schönen Menschen, durch irgend eine feindliche Macht gezwungen, einander das größte Leid zufügten, sich schädigten und weh taten. Das war aber keineswegs der Fall, obwohl sie unter ihren ungleichen, bald kurzen, bald langen Küssen sehr ernsthafte Gesichter machten.²²

Storm bedankt sich am 27. Februar 1878 artig für Korrektur und entbindet Keller feierlich von seinen erotischen Vormundspflichten.²³

²⁰ PG S. 24, KEL S. 22.

²¹ PG S. 25, KEL S. 23.

²² Hier zitiert nach: Hadlaub, in: Gottfried Keller, *Sämtliche Werke*, Hanser, München 1970, Band 2, S. 693.

²³ PG S. 27, KEL S. 24.

Ende gut, alles gut also? Nicht ganz. Keller hat Storms Vorschlag zwar übernommen, aber Storms Übergriffigkeit hat ihn auch gewurmt. Schon im erwähnten Brief vom Silvester 1877 hatte er über den *Landvogt von Greifensee* geschrieben:

Um auch nochmals auf jene Figura Leu zurückzukommen, so hat sie wohl unverheiratet bleiben können; denn ich habe erst seither in Ihrem «Sonnenschein» gesehen an der dortigen Fränzchen, wie man ein lustiges und liebliches Rokokofräulein machen muß, und die hat ja auch ledig sterben müssen.²⁴

Hier begegnen wir erstmals einer rhetorischen Figur, die Keller noch mehrmals anwenden wird: Er hält Storm mehr oder weniger ironisch vor, dass dieser ihm Regeln auferlege, die er selbst nicht einhalte. Zwei Beispiele mögen hier zitiert werden, ein charmantes und ein boshafte. Zunächst das charmante. Keller schreibt am 16. August 1881:

Fast hätte ich etwas vergessen. Im vorletzten Briefe machen Sie die Andeutung, daß meine Schnurren mit der Tendenz, einzelne Liebespaare resignieren zu lassen, zusammenhängen möchten. Hier ist die Antwort. An manchen stillen Sonntagen nachmittags, wo ich mich ganz nur dem Genuße eines sentimental-feierlichen Müßigganges hingeben mag, nehme ich die Bände eines gewissen Theodor Storm, Meisters der sieben freien Künste, zur Hand und vertiefe mich darein unter dem offenen Fenster. Nichts Beschaulicheres dann als so eine sonnig-traurige Geschichte, wie «Im Sonnenschein», «Eine Halligfahrt»; auch «Aquis submersus» und die «Wald- und Wasserfreude» sind nicht bitter, und wenn ich das Buch zuschlage, so geh ich desselbigen Abends zufrieden zu einem Schöppchen Wein.²⁵

Mit geradezu beissendem Spott aber schreibt Keller am 25. September 1881 an Storm über dessen Erzählung *Der Herr Etatsrat*:

[...] doppelt dankbar empfinde ich das, da Sie offenbar dadurch, daß Sie mit dem hässlichen Dämon in seiner betrunkenen Nudität, mit der abscheulichen und unbestraften Schändung seines armen, unreifen Kindes

²⁴ PG S. 25 f., KEL S. 23.

²⁵ PG S. 100, KEL S. 77 f.

u. dergl. mich in meiner Zerknirschung über meine drei zusammengebundenen Kuhschwänze ein wenig trösten und aufrichten wollten, wie oftmals kleine Kinder, die einander durch Schläge oder Stöße zum Weinen gebracht haben, sich selbst schlagen oder am Haar zupfen, um das Kamerädchen zu trösten.²⁶

Kellers Silvesterschreiben 1877 schliesst mit einer der berühmtesten Sentenzen des Briefwechsels, allerdings auch mit einer, die meines Erachtens oft und bereitwillig missverstanden wurde: «Es ist mir übrigens, wenn ich von dergleichen an Sie schreibe», so Keller, «nicht zu Mute, als ob ich von literarischen Dingen spräche, sondern eher wie einem ältlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer andern Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten.»²⁷

Man könnte den Satz als Zeugnis behaglichen Einverständnisses lesen. Nach meiner Überzeugung wäre nichts falscher als das. Keller gibt sich hier veröhnlich und milde, aber in Wahrheit zieht er eine scharfe Grenze. Er definiert den Diskurs, den er mit Storm für möglich hält. Jeder züchtet seine Nelken an seinem Ort. Dabei bleibt es. Die Sorten werden nicht gekreuzt. Dieser Prozess der Abgrenzung lässt sich im Briefwechsel noch weiter verfolgen, obgleich Keller – namentlich bei der Überarbeitung des *Grünen Heinrich* Storm auch weiterhin um seinen Rat angehen wird. Übrigens reagiert Storm in dieser Beziehung mitunter nicht anders als Keller: «Mit Ihrem Einwand gegen meinen ›Carsten Curator‹ haben Sie völlig recht», kontert er einmal, «ich hatte ihn schon beim Schreiben, aber schrieb dennoch so.»²⁸

Bei anderer Gelegenheit lobt Storm Kellers *Ursula*. Gern hätte er am Schluss der treuen Titelfigur noch ein hörbares Wort von ihrem treuen Hansli Gyr gegönnt; aber er weiss inzwischen, dass Keller in solchen Fällen zur Lakonie neigt.²⁹ Warme Worte findet Storm auch für das *Fähnlein der sieben Aufrechten*, eine Erzählung, die Keller selbst, wie er wenig später in einem Brief festhält, damals bereits höchst kritisch sieht: «Das ›Fähnlein‹, kaum 18 Jahre alt», schreibt er am 25. Juni 1878, «ist bereits ein antiquiertes Großvaterstück; die patriotisch-politische Zufriedenheit, der siegreiche altmodische Freisinn sind wie verschwunden, soziales Mißbehagen, Eisenbahnmisere,

²⁶ PG S. 101 f., KEL S. 79.

²⁷ PG S. 26, KEL S. 23.

²⁸ PG S. 48, KEL S. 39.

²⁹ PG S. 28, KEL S. 25.

eine endlose Hatz sind an die Stelle getreten.»³⁰ Hier spricht bereits der Autor des *Martin Salander*. Es kann nicht verwundern, dass Storm diesem so skeptischen wie hellsichtigen Spätwerk mit völliger Verständnislosigkeit und Ablehnung begegnete.

Einstweilen bewegen sich beide aber noch in heiteren Sphären. Am 25. Juni 1878 berichtet Keller Storm, wie es ihm bei der Lektüre von dessen Erzählung *Vetter Christian* ergangen ist:

Beim Lesen passierte mir ein altes Übel aus dem Anfang meiner Amtszeiten. Wenn ich damals coram senatu ein Aktenstück vorzulesen hatte und dabei zerstreut war, so geschah es zuweilen, daß das Auge eine Anzahl Buchstaben zusammen raffte, ohne sie näher anzusehen, das Gehirn aber blitzschnell, ehe ich dazu kommen konnte, ein anderes Wort daraus konstruierte, zum bedenklichen Gelächter der Behörde. So las ich gestern im siebenten Band, S. 153 unten: «Inzwischen gingen die Israeliten ihren Gang. Die Rosen im Garten hatten ausgeblüht etc.» Erst in der fünften oder sechsten Zeile weiter, wo von verpichteten Flaschen und Stachelbeeren die Rede ist, dachte ich, was Teufel war das denn vorhin mit den Israeliten, und schlug das Blatt wieder zurück.³¹

Natürlich handelt es sich bei den «Israeliten» in Wahrheit um «Jahreszeiten». Die Stelle ist reizvoll, weil Keller hier bereits einen Prozess des produktiven Verlesens und Missverstehens benennt, der bei Autoren der Moderne wie James Joyce eine entscheidende Bedeutung erlangen wird.

Im gleichen Brief kommt Keller auf seine Gedichte zu sprechen, die er gerade überarbeitet. Das kostet ihn nach eigenem Bekunden unzählige Zigarren, so wie ihn sein Schreiben ohnedies vor einen «ganzen Rattenkönig von Gewissensfragen» stellt.³² Die *Gesammelten Gedichte* werden später den unausgesprochenen Casus Belli zwischen den beiden Schriftstellern bilden, hier aber führen sie noch zu einer denkwürdigen Reverenz Kellers an Storm.

Ich geriet dann über dem Blättern in Ihren hübschen Bänden aufgeregt plötzlich an meine eigenen alten Gedichte, die zu gelegentlichem Durch-

³⁰ PG S. 32, KEL S. 28.

³¹ PG S. 31, KEL S. 27.

³² PG S. 99, KEL S. 77.

sehen auf dem Tisch liegen, und hantierte mit dem Bleistift bis gegen zwei Uhr morgens darin herum, fand bessere Schlußzeilen, strich Strophen, wo es mich freute, ganze Lieder ohne Besinnen, machte andere Überschriften, kurz ich kam in den paar Stunden weiter, als sonst in einem halben Jahre, und das danke ich dem bloßen Kontakte mit dem Mann am fernen Nordmeer. Hier habe ich trotz der großen Bildungsanstalten keine Seele, mit der ich in dieser Beziehung verkehren kann. Schriftsteller und Literarmenschen zu Dutzenden, Leute, die sogar über mich schreiben, aber keinem ist in concreto ein Wort aus dem Stockfischmaule zu locken. Freilich versuch ich es auch nicht.³³

Diese Klage wird Keller in späteren Briefen noch mehrfach wiederholen. Am 14. August 1881 berichtet er Storm, er lebe jetzt in einer Leidenszeit, plage sich mit der dritten oder vierten Korrektur des *Sinngedichts* und stosse immer noch auf zahlreiche Nester von groben Schulfehlern, Anhäufungen gleichlautender Worte, Verbalformen, Partikeln und der verfluchten Endsilbe -ung, -heit und -keit, die er bisher übersehen habe. «Das Auge fliegt eben immer ungeduldig über die Schrift weg», fügt er an, «und das Ohr kann bei mir nichts tun, da ich von Anfang an weder für mich allein laut las, was ich geschrieben, noch jemals eine Umgebung hatte, der ich etwas vorlesen konnte oder mochte.»³⁴

Dergleichen Klagen führen aufseiten Storms zu einer etwas mitleidig-herablassenden Einschätzung von Kellers Lebensumständen. Am 28. November 1881 schreibt er: «Was mir bei unserem Korrespondieren ganz leis entschwunden war, stand plötzlich vor mir, daß Sie nämlich in Zürich eine große Stadt, gar mit einer Universität, hinter sich haben. Und aus Ihren Briefen spricht doch ein gewisser – wie soll ich sagen? – Menschenmangel.»³⁵

Auf diesen onkelhaften Ton reagiert Keller mit der gebührenden Nüchternheit. «Was Sie mir als Menschenmangel anmerken wollen», schreibt er am 29. Dezember 1881, «versteh ich nicht recht. Ich lebe gesellschaftlich mit allerlei Leuten alten und neueren Datums.»³⁶ In leicht gereiztem Ton zählt er auf, wo er überall eingeladen ist, um dann auf Conrad Ferdinand Meyer zu

³³ PG S. 31 f., KEL S. 27 f.

³⁴ PG S. 99, KEL S. 77.

³⁵ PG S. 104, KEL S. 81.

³⁶ PG S. 106, KEL S. 82.

kommen, den der in diesem Punkt ahnungslose Storm ihm zum Freunde empfohlen hat.

Ferdinand Meyer, von dem Sie schreiben, ist allerdings ein Züricher. Er wohnt eine Stunde weiter aufwärts am See und ist 56 Jahre alt, hat vor wenigen Jahren erst eine Million geheiratet und ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht geeignet, weil er voll kleiner Illoyalitäten und Intrigeln steckt. Er hat ein merkwürdiges schönes Talent, aber keine rechte Seele; denn er ziseliert und feilt schon vor dem Gusse.³⁷

Auf dieses vernichtende Urteil lässt Keller, und dies ist wieder bezeichnend für seine Fairness, den Nachsatz folgen, Meyers Bedeutung liege in seinen lyrischen und halb epischen Gedichten, die, wenn er sie einmal sammle, wohl das formal schönste Gedichtbuch seit Dezennien ergäben.³⁸ Am 5. Juni 1882 kommt er dann noch einmal auf den Kasus zurück: «An Meyers Versen (aber) wird Ihnen gleich der ungewohnt schöne und körnige Ton auffallen. Es ist ewig schade, daß er mir für den persönlichen Umgang verloren ist. Allein ich bin in diesem Punkte starr und intractable. Sobald ich am Menschen dieses unnötige Wesen und Sich-Mausigmachen bemerke, so lasse ich ihn laufen.»³⁹

Wir haben etwas vorgegriffen und kehren zum Werkstattgespräch der beiden Dichter zurück. «Meine dummen Späße betreffend», schreibt Keller mit jener Formulierung, die diesem Vortrag den Titel gegeben hat, «hoffe ich immer noch, mich derselben noch vor Torschluß zu entledigen.»⁴⁰ Damit kommt er auf die Umarbeitung seines *Grünen Heinrich* zu sprechen. Zur Erinnerung: Die erste Fassung von Kellers grossem autobiografischem Roman ist 1854 und 1855 in vier Bänden erschienen, bei Vieweg in Braunschweig. Keller hat das Ende nach eigenem Bekunden «unter Tränen geschmiert»⁴¹ und war mit der Architektur des Werks nie glücklich. Er hat einen Teil der Auflage sogar vom Verleger zurückgekauft und zum Heizen des Ofens verwendet. Ende der 1870er-Jahre arbeitet er den Roman um; die

³⁷ PG S. 107 f., KEL S. 83.

³⁸ PG S. 108 f., KEL S. 84.

³⁹ PG S. 117, KEL S. 90.

⁴⁰ PG S. 32, KEL S. 28.

⁴¹ «Ich habe erst vor sechs Wochen das letzte Kapitel meines Romans und zwar am Palmsonntag buchstäblich unter Tränen geschmiert und werde diesen Tag nie vergessen.» Keller an Hermann Hettner, 9. Mai 1855. Helbling, Briefe 1, S. 409.

zweite Fassung erscheint 1879/80 bei Göschen in Stuttgart. In der ersten Fassung wird der Roman, ausgehend von Heinrichs Abreise aus der Schweiz nach München, in der Er-Form erzählt, bis im vierten Kapitel des ersten Bandes die als Manuskript im Koffer des Helden mitgeführte Jugendgeschichte Heinrich Lees eingerückt wird. In der zweiten Fassung ist der Roman dagegen chronologisch in der Ich-Form erzählt, an die Stelle des tragischen Schlusses tritt ein versöhnlicheres Ende. Wir Heutigen möchten wohl weder die eine noch die andere Fassung missen. Beide haben ihre Vorzüge. Die erste ist zerklüfteter, auch disproportionierte. Doch was ihr an kompositorischer Übersicht abgehen mag, das macht sie durch sprachliche Unmittelbarkeit, Intensität und Leidenschaft wett.

Keller schreibt nun am 25. Juni 1878 an Storm:

Ich habe, was von dem Gedruckten, circa 2 1/2 Bände, bleibt, jetzt durchkorrigiert und mit zahlreichen Streichungen verziert. Nun schreibe ich das, was in der dritten Person erzählt wird, um und lasse es auch von Heinrich in erster Person erzählen bis zum Tode der Mutter; das zuletzt angeknüpfte Liebesverhältnis verunglückt auch; das Problem alles dieses Mißlingens wird klarer und ausdrücklicher motiviert als eine psychologische Frage (aber nicht pedantisch).⁴²

Keller will seinen Heinrich nun still und dunkel fortleben lassen, bei einer anspruchslosen, aber geregelten Tätigkeit, ungekannt und in der Erinnerung lebend (wie notabene ein paar von Storms Helden), alternd und durch einen Unfall der Hilfe und Pflege bedürftig. Hier lässt er Judith wieder eintreten, die als gemachte Person aus Amerika zurückkehrt, «die den Teufel hat zähmen lernen, aber immer einsam geblieben ist. Sie erkennt den alten Heinrich an dem Lebensbuch, das er geschrieben. Ihm ist sie das Beste, was er erlebt hat, nach allem, eine einfache Naturmanifestation, und er hat ihr auch immer im Sinn gesteckt. So bildet sich noch ein kurzer Abendschein in den beiden Seelen.»⁴³

Diesen Abschluss will Keller an den Anfang des Romans setzen, um die eigentliche Autobiografie ohne weiteren Abschluss folgen zu lassen. Dazu bittet er Storm um seine Meinung: «Wenn Ihnen kurzweg eine Ansicht auf-

⁴² PG S. 33, KEL S. 28.

⁴³ PG S. 33, KEL S. 28 f.

springt, so denken Sie ein bisschen an mich; aber beileibe machen Sie keine Umstände, und am wenigsten nehmen Sie etwa die alte Schwarte selbst wieder vor bei diesem schönen Sommerwetter.»⁴⁴

Wir wissen nun freilich, dass Keller von dieser Idee wieder abgekommen ist. Er hat den Schluss der Geschichte in der zweiten Fassung dann doch nicht an den Anfang gestellt. Wie stark ihn Storms Meinung dabei beeinflusst, ist nicht ganz einfach zu sagen, denn Storm antwortet ihm am 15. Juli 1878 zwar ausführlich, aber auch ein wenig unentschlossen. Zunächst hält der Husumer, dem Mörikes Nöte mit dem *Maler Nolten* noch präsent sind, fest, dass ihn das Vorhaben der Umarbeitung grundsätzlich mit Sorge erfülle, da er um den «frischen Lebensborn», den «Glanz von sinnlich frischer schöner Schönheit» in dem Buche bange, dass er Keller aber zutraue, dass dieser «schonsam zu Werke gehen» werde.⁴⁵ Die Schilderung des Künstlerfests wünscht er sich aus kompositorischen Gründen kürzer. Von der Idee, Judiths Rückkehr an den Anfang des Buches zu setzen, rät er aber ab. Stattdessen macht er Keller einen Vorschlag, für den auch wir als Leser ihm ausdrücklich zu danken haben. Er will nämlich die Judith jünger machen. Auch wenn sie nur sechs oder sieben Jahre älter wäre als Heinrich, argumentiert er, bliebe die Überlegenheit gewahrt, und sie könnte in reifer, wenn auch welkender Schönheit aus Amerika zurückkehren. Als «krankenpflegendes altes Mütterchen» will Storm sie nicht sehen. Er will einen Schluss im «Goldglanz des Abends». Aus diesem Grund möchte er die Geschichte mit Judith auch nicht an den Anfang stellen, denn dann würde der Roman mit dem Tod von Heinrichs Mutter enden, und das wiederum fände Storm «öde».⁴⁶

Keller antwortet Storm am 13. August 1878 mit warmen Worten: «Die Reduktion von Judiths Lebensalter hat mir mit einem Male den Schluss des «Grünen Heinrich» in eine hellere Beleuchtung gesetzt, und ich denke jetzt ein freundlicheres Finale zu gewinnen, ohne dem Ernste der ursprünglichen Tendenz Abbruch zu tun.»⁴⁷ Im weiteren will er von Storm wissen, ob der Roman nach dessen Ansicht nun ohne jede Einleitung mit Seite 91 der ersten Fassung beginnen könne,⁴⁸ was dieser am 6. September 1878 bejaht. Keller bestätigt diese Einschätzung mit dem schönen Satz, dass «Küchenrezepte

⁴⁴ PG S. 33 f., KEL S. 29.

⁴⁵ PG S. 35, KEL S. 30.

⁴⁶ PG S. 36, KEL S. 31.

⁴⁷ PG S. 39 f., KEL S. 33.

⁴⁸ PG S. 40, KEL S. 33.

nicht zu den Gastgerichten auf die Tafel gehören».⁴⁹ Tatsächlich lässt Keller den Roman nun mit den so schlichten wie berühmten Worten «Mein Vater war ein Bauernsohn aus einem uralten Dorfe» anheben.

Weitere Briefe zwischen Keller und Storm drehen sich um die Szene mit der badenden Judith, die Keller zum Bedauern Storms und Petersens streichen will, sowie um den Titel und Untertitel des Werks. Diese Diskussion wird jedoch von unerwarteter Seite beendet, da der Verleger den ersten Band der neuen Fassung ohne weitere Rücksprache mit Keller mit dem alten Titel drucken lässt.

Mitte 1880 rückt das «Schicksalsbuch» allmählich seinem Abschluss entgegen. Die Arbeit fällt Keller schwer. Er hat einen Widerwillen dagegen, «mit offenen Augen an dem Unbedacht und der nicht zu verbessernden Uniform eines längst entschwundenen Lebensalters herumbasteln zu müssen, anstatt sich dem Neuen zuzuwenden».⁵⁰ Der bloße Gebrauch von Bleistift und Schere, meint er, wäre das einfachste und glücklichste gewesen. In diesem Zusammenhang bedauert Keller, sonst ja kein ausgesprochener *laudator temporis acti*, dass die Gegenwart gar nichts Fragmentarisches mehr dulde, wie es noch zu Zeiten von Goethes *Wilhelm Meister* und Schillers *Geistersehern* der Fall gewesen sei.⁵¹ Am 1. November 1880 aber ist er schon wiedermunterer gestimmt und schreibt mit dem ihm eigenen Humor nach Husum: «In meinem monotonen Roman werden Sie sehen, daß ich die Judith noch etwas jünger gemacht, als Sie mir geraten haben, um die Resignation, die schließlich gepredigt wird, auch noch ein bisschen der Mühe wert erscheinen zu lassen.»⁵²

Auf das fertige Buch reagiert Storm am 14. Dezember 1880 und dann nochmals am 30. April 1881 mit herzlichen, aber für den aufmerksamen Leser nicht unkritischen Worten: Er spricht von einem «recht bedeutenden Eindruck», von «weiser und resoluter Beschränkung, [...] die Zwiehansche Episode nicht ausgeschlossen», lobt eine neu hereingebrachte «entzückende kleine Wienerin» (mit welcher er das Münchner Mädchen Hulda meint), erwähnt beiläufig, dass er den ursprünglichen Schluss schon immer «gewaltsam» gefunden habe, und schliesst mit dem zweifelhaften Kompliment,

⁴⁹ PG S. 98, KEL S. 76.

⁵⁰ PG S. 74, KEL S. 59.

⁵¹ Ebd.

⁵² PG S. 77, KEL S. 61.

«daß das letzte Drittel Ihres guten Buches doch erst durch die Umarbeitung [et]was Rechtes geworden ist.»⁵³

Diese Kritik scheint Keller jedoch nicht im Geringsten übel aufgenommen zu haben – ganz im Gegensatz zu einer anderen, auf den ersten Blick weit harmloseren.

Am 22. Dezember 1883 schreibt Storm über die soeben eingetroffenen *Gesammelten Gedichte* Kellers: «Dank, lieber Freund, für Ihr gewichtiges Buch. [...] Ich habe zunächst meine Lieblinge darin aufgesucht [...]. Im Übrigen sind S. 33, 64, 179, 410, 43 und etwa 379 meine Lieblinge bis jetzt geblieben. Das scheinen mir Sachen ganz für sich zu sein.»⁵⁴

Was soll daran nun schlimm sein? Wir wissen es aus Zeugnissen Dritter, von Adolf Frey etwa: Keller hat den Brief so verstanden, dass Storm von seinem gesamten lyrischen Werk gerade ein halbes Dutzend Gedichte gelten lasse, das und namentlich die Formulierung «und etwa 379» sollen ihn über alle Massen gekränkt haben.⁵⁵ Nun hat aber Storm schon in einem früheren Brief festgehalten, dass ein vollendetes Gedichte etwas äusserst Seltenes sei: «auch den Meistern glückt's darin höchstens ein halbes, allerhöchstens ein ganzes Dutzend Mal».⁵⁶ Damit hat Storm nicht nur ein berühmtes Diktum Gottfried Benns vorweggenommen, sondern er hat, nehmen wir nur alles in allem, auch in der Sache so ziemlich recht. Kellers Verstimmung lässt sich nur aus der Vorgeschichte erklären: In mehreren Briefen haben die Freunde über Kellers Gedichte diskutiert. Storm liebt das *Abendlied* – das allbekannte «Augen, liebe Fensterlein», das später Ludwig Hohl so in Rage bringen sollte, doch an etlichen anderen Stücken übt er Kritik: präzise, detailliert und bestimmt, denn auf dem Gebiet der Lyrik fühlt er sich Keller überlegen. Der aber wehrt sich ebenso pointiert und entschieden, und als Storm insistiert, fühlt er sich unverstanden und missachtet, zumal Storm beispielsweise lange Zeit überhaupt nicht merkt, dass Kellers *Tod und Dichter* ein Scherzgedicht in der Tradition Lessings ist. Mit ungewohnter Schärfe schreibt Keller denn auch an Paul Heyse, als dieser seinerseits eine Gesamtausgabe sei-

⁵³ PG S. 78 ff., KEL S. 62 ff.

⁵⁴ PG S. 147, KEL S. 113.

⁵⁵ Wie stark diese Episode die Freundschaft zwischen Keller und Storm trübte, ist allerdings strittig, vgl. zum weiteren Kontext Laages Einführung zu seiner Edition des Briefwechsels, S. 15 f.

⁵⁶ PG S. 59, KEL 47.

ner Gedichte plant: «Theodor Storm kann hier gut raten für allfällige Korrekturen, aber nicht im ganzen, weil er etwas borniert ist und manchmal die Motive nicht einmal erkennt.»⁵⁷

Insgesamt müssen wir wohl festhalten, dass die bemerkenswerte Freundschaft zwischen Keller und Storm seitens Kellers gegen Mitte der 1880er-Jahre zumindest einen partiellen Ermüdungsbruch erleidet. Dass Storm die *Seldwylers Geschichten* in die Lalenbuch-Tradition rückt, sie also zu den harmlosen Schwänken rechnet, für die «unsere Nerven zu fein geworden sind» (so bereits am 15. November 1878),⁵⁸ hat Keller ihm nie ganz verziehen. Auf Storms Versuche, Einfluss aufs *Sinngedicht* zu nehmen, reagiert er abweisend oder gar nicht. Storm findet die Geschichte mit den drei Baronen derb und deplaciert und will sie in der Buchausgabe getilgt sehen. Keller erwidert trocken: «Leider bleibt die Geschichte mit den drei verlumpten Baronen, die Sie so geärgert hat, stehen, wie einer jener verwünschten Dachziegel in einem Hause, in dem es spukt.» Im gleichen Atemzug kündigt er mit trotziger Geste den *Salander* an: «Ich gehe jetzt mit einem einbändigen Romane um, welcher sich ganz logisch und modern aufführen wird; freilich wird in anderer Beziehung so starker Tabak geraucht werden, daß man die kleinen Späßchen vielleicht zurückwünscht.»⁵⁹ Storms kurze Antwort auf diese Drohung ist allerdings so elegant wie souverän: «Daß in Ihrem neu geplanten Werke starker Toback geraucht wird, kann mir schon gefallen; nur rauchen Sie nicht, wie Konditor Pfahl in Husum, in der Stube, wo die Marzipane liegen.»⁶⁰

Ein entscheidender Unterschied zwischen den beiden Dichtern liegt wohl in ihrem unterschiedlichen Menschenbild. In Storms Novellen geht es oft biedermeierlich, beschaulich und versöhnlich zu, und es stört ihn, dass Kellers Figurenzeichnung herber ist. «Ihre liebsten Gestalten, der Grüne und Judith, Landolt und Figura Leu, lassen, wenn die späte Stunde des Glückes endlich da ist, die Arme hängen und stehen sich in schmerzlicher Resignation gegenüber, statt in resoluter Umarmung Vergangenheit und Gegenwart ans Herz zu schließen», schreibt er am 15. Mai 1881.⁶¹ Er liebt und schätzt Keller, gewiss, aber er hat ihn auch vereinnahmt und bisweilen verharmlost.

⁵⁷ Keller an Paul Heyse, 25. 6. 1884, Helbling, Briefe 3.1., S. 105.

⁵⁸ PG S. 37, KEL S. 31.

⁵⁹ PG S. 99, KEL S. 77.

⁶⁰ Ebd.

⁶¹ PG S. 91, KEL S. 71.

Das sehen wir sofort, wenn wir seine Urteile neben den einige Jahrzehnte später entstandenen Keller-Essay Walter Benjamins halten, der Keller in seiner ganzen magischen Sprachkraft erkennt. Auch Ernst Blochs Würdigung Kellers als Metaphern-Genie wäre hier zu erwähnen.

Eingangs war davon die Rede, wie Keller in zu grossen Pantoffeln von der Bücherleiter fiel. Storm tröstet den Freund mit einem ähnlichen Erlebnis. Am 27. November 1882 schreibt er an Keller, in punkto Pantoffeln habe es bei ihm keine Not, «aber mit Stiefeln fiel ich einmal von der neuen Treppe; und das war auch Charakterschwäche; denn erst nach diesem Unfall mit zerschundenen Armen richtete ich meine Hausherrlichkeit empor und erließ das Hausgesetz, die Treppen fürder nicht mit Milch zu feudeln.»⁶² Darauf Keller am 5. Januar 1883: «Aus Ihrem Novemberbrief habe ich ersehen, daß auch Sie einen Fall getan haben, zu dessen Ungefährlichkeit ich nachträglich Heil wünsche; ferner, daß man dort die Treppen mit Milch wäscht oder bohnt, was man hier im Alpenlande ungefähr so ansehen würde, wie wenn ein reicher Herr in Rheinwein badet, um seine Beine zu stärken.»⁶³

Ist das ein angemessener Schluss für unsere kleine Betrachtung? Kellers Widerspruchsgeist, so scheint es, verlangt noch nach einem anderen allerletzten Satz. Hier ist er. Der Zusammenhang ist Folgender: Am 22. April 1882 hat Storm Keller geschrieben, er habe tags zuvor gerade einen Hagedornzaun geklippt, also eine Hecke geschnitten.⁶⁴ Keller antwortet am 5. Juni: «Zäune zu klippen, ist mir, der ich nichts einzuzäunen habe, nicht vergönnt; wäre es aber, so würde ich es erst recht nicht tun.»⁶⁵

⁶² PG S. 126, KEL S. 97.

⁶³ PG S. 131, KEL S. 101.

⁶⁴ PG S. 114, KEL S. 88.

⁶⁵ PG S. 116, KEL S. 90.

«Das Fassel rollt heran»

Gottfried Keller und Wien

Rainer Diederichs

«War Gottfried Keller auch einmal in Wien?» Diese Frage tauchte bei Mitgliedern der Keller-Gesellschaft mehrfach auf, als das Reiseziel Wien für das Jahr 2012 bekannt wurde. Kellers Aufenthalte im Ausland, in München, Heidelberg und Berlin, sind allgemein bekannt. Denn sie markieren jeweils wichtige Abschnitte seiner Lehr- und Wanderjahre und haben auch ihre künstlerischen Spuren bei Keller hinterlassen. In Wien hielt er sich nur während drei Wochen im Juli 1874 auf. Doch auch dieser Besuch war für sein Leben und Werk bedeutungsvoll.

Beim jungen Gottfried Keller hat die kaiserliche Residenzstadt Wien bereits einen positiven Stellenwert. Denn in dieser Stadt hatte sein Vater Rudolf Keller von 1812 bis 1816 als Drechslergeselle in einer angesehenen Werkstatt gearbeitet und nebenbei das kulturelle Leben genossen, bevor er mit einem künstlerisch eindrucksvoll gestalteten Gesellenbrief im Gepäck wieder heimwärts zog. Gottfried Keller verliert seinen Vater bereits im Alter von fünf Jahren. Für ihn bleibt dieser ein Leben lang Vorbild in seiner aufrechten und gradlinigen Art. Die Mutter erzählt ihrem Sohn oft vom Vater und erfüllt ihn dadurch mit «Sehnsucht und Heimweh» nach ihm.

Erste Wien-Begeisterung

Gottfried Keller nimmt die europäischen Umwälzungen um 1848 sehr bewusst wahr und engagiert sich in der Schweiz auch politisch. In einem Brief schreibt er: «Es gehen jetzt in der Welt Dinge vor, welche man gehörig und kühl studieren muß, auf daß man dereinst, wenn man ein alter Mann wird und Kinder hat, denselbigen etwas erzählen kann. [...] Ungeheuer ist, was vorgeht, in *Wien, Berlin, Paris* hinten und vorn, fehlt nur noch *Petersburg*.»¹ Und etwas später notiert er in sein Tagebuch: «Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin.»² Aus dieser Zeit stammt auch das Gedicht *Wien 1848*: «Stadt der Freude,

¹ Keller: Gesammelte Briefe. Bd. 2, an Eduard Dössekel, 25.3.1848, S. 454.

² HKKA, Bd. 18, S. 243.

Stadt der Töne, / Morgen frohes, stolzes Wien [...]», in welchem Keller den neuen Aufschwung der Kaiserstadt preist und die Hoffnung auf ein geeintes deutsch-österreichisches Kaiserreich ausdrückt, dem später eine demokratische Republik folgen müsse.

Adolf und Marie Exner in Zürich

Jahre später, am 19. Juli 1869, findet in Zürich der 50. Geburtstag des Dichters und Staatsschreibers Gottfried Keller als Volksfest statt. Alles ist auf den Beinen. Ein Umzug mit Musik und Fahmenträgern bewegt sich vom Bahnhofplatz, das Limmatquai entlang zum Hotel Baur (heute Savoy) am Paradeplatz. Reden werden geschwungen, das Lied *O mein Heimatland* erklingt aus vielen Kehlen. Anschliessend kutschiert man Keller vierspännig zur alten Tonhalle, wo ihm die Urkunde zum Ehrendoktor der Universität Zürich feierlich überreicht wird. Beim anschliessenden Bankett lernt der Jubilar auch Adolf Exner aus Wien kennen, der kurz zuvor als ordentlicher Professor für Römisches Recht an die Universität Zürich berufen worden ist. Die hoch gestimmte Festlaune wie auch die liebenswürdige und geistreiche Art des jungen Gelehrten ergeben ein Gespräch, das den gegenseitigen Wunsch nach freundschaftlichem Kontakt entstehen lässt. Von nun an treffen sie sich öfter in geselligen Kreisen. Drei Jahre später lernt Keller auch Adolfs Schwester Marie Exner bei einem ihrer Besuche in Zürich kennen. Keller fühlt sich von ihrer bezaubernden Art, ihrem Lachen und natürlichem Wesen sofort angesprochen. So entwickelt sich ein herzliches Verhältnis zwischen Keller und den beiden Geschwistern. Marie ist 27 Jahre alt, ihr Bruder gut drei Jahre älter. Manche Sommerabende verbringen sie zusammen mit dem Archäologen Karl Dilthey in der Gartenwirtschaft Rinderknecht an der Hochstrasse in Zürich-Fluntern, von wo sie die herrliche Aussicht auf Stadt, See und Berge bei heiteren Gesprächen geniessen. Doch schon im Herbst 1872 folgt ein Ruf nach Wien, nachdem Adolf Exner bereits Berufungen nach Innsbruck, Würzburg und Kiel abgelehnt hatte. Da heisst es bald Abschied nehmen, was zugleich der Anfang für einen lebenslangen Briefwechsel zwischen Keller und den Geschwistern Exner ist. Man tauscht in den Postsendungen nicht nur Gedanken und Empfindungen aus, sondern schickt Fotos, auch eigene Bilder und weihnachtliche Esskörbe. Vor dem ersten Weihnachtsfest bedankt sich Keller bei Marie Exner für die von Dilthey persönlich überbrachten zwei Fotografien und zählt auf, was sie beide am Vorabend alles getrunken und gegessen haben. Die Zusammenstellung ergab insgesamt 24 Einheiten, allein an Tranksame 8 Glas Bier,

2 Schoppen Wein, 2 Flaschen Wein und 2 Grog.³ Keller bezeichnet sich selbst als «Freßsäcklein», und Marie nennt ihn daraufhin ein «wahres Freßungetümchen». Kurz darauf bedankt sich Keller für ein allein verzehrtes «Freßkörblein» stattlichen Ausmasses, welches für Keller und Dilthey zusammen bestimmt war. Doch dies war reine Renommierlust und gehört zu Kellers gelegentlichen Aufschneidereien. So beeilt er sich, seinen Zechbruder alsbald zu sich nach Hause einzuladen, um die Köstlichkeiten gemeinsam zu vertilgen, wie dies von der Absenderin auch vorgesehen war. An diesem Abend soll Keller über das Geschwisterpaar gesagt haben: «Man sollte diese Leute hier haben und wenigstens einmal die Woche mit ihnen beisammen sein können; so etwas erfrischt und heitert auf.»⁴ Die herzliche Zuneigung und Verehrung Marie Exners gegenüber Gottfried Keller taten dem sich oft einsam fühlenden Dichter sichtlich wohl. Dies kommt auch in Kellers Fabulierlust seiner Briefe zum Ausdruck.

Mondsee

Im September 1873 nimmt Keller erstmals in seinem Amt als Staatsschreiber einen längeren Urlaub. Sein Reiseziel ist Mondsee im Salzkammergut, wo er Adolf und Marie Exner trifft, um mit ihnen nach See bei Unterach zu fahren. Dort werden sie bereits von den drei weiteren Geschwistern Exner, samt Freunden aus Wien und München erwartet. Vater und Mutter Exner waren schon in den Fünfzigerjahren gestorben. So hat sich unter den Geschwistern ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit entwickelt, welches ihre Freunde mit einschliesst. Auch Maries heimlicher Verlobter, Anton Frisch, gehört mit in diesen Kreis. Man vergnügt sich bei Wagenfahrten und Spaziergängen, tafelt zusammen im Gasthaus und erzählt sich abends allerlei Geschichten und Schnurren, wobei auch kräftig gebechert wird. Keller fühlt sich in dieser Runde ausgesprochen behaglich und lässt seiner Beredsamkeit zum Ergötzen der Gesellschaft freien Lauf.

Die Gespräche mit Adolf und Marie Exner wecken in Keller einerseits die alten Träume von geplanten Lustspielen und inspirieren ihn andererseits, die Fragment gebliebene Erzählung *Dietegen* zu überarbeiten und zu vollenden. Sie erscheint 1874 im zweiten Band der *Leute von Seldwyla*. Adolf Exner bedankt sich später für den Novellenband und bekennt: «Der Diete-

³ Exner, 16.12.1872, S. 17.

⁴ Karl Dilthey in einem Brief an Marie Exner vom 2. 3. 1873. In: Wysling: Gottfried Keller, S. 424.

gen bleibt mir immer das Liebste von den Neuen, es ist am meisten *reine* Poesie darin [...].»⁵ Adolf Exner liest den *Dietegen* in Wien einem kleinen Kreis von Kennern vor, welche die Novelle sogar als beste Erzählung der Novellensammlung ansehen. Auch Marie schickt Keller ihr ganzes «dickgeschwollenes Dankgefühl», obwohl ihm vermutlich der Dank der Welt «Wurst» sei.⁶ Der Mondsee als Kraftort der Inspiration bringt Keller nach zwölf Jahren sogar wieder zum Malen. Es entstehen die Aquarelle «Mondsee-Landschaft» und «Holzweg nach Unterach mit dem Höllengebirge», welche er als Weihnachtsgeschenk Marie Exner verehrt. Das zweite Bild bringt Keller allerdings nicht mehr rechtzeitig fertig und schickt es als Ostergabe. Auch bei Marie klingen die glücklichen Tage vom Mondsee noch lange nach: «Dies Jahr in Mondsee hatte ich schon sehr die Empfindung, Ihnen mit meinem Gezappel lästig zu sein, aber ich konnte nicht anders, es war stärker als ich. Wenn man zum Platzen voll Verehrung, Freude und Dankbarkeit jemandem gegenübersteht und nicht weiss, wo aus damit, so kommt das halt bei unsereinem so heraus.»⁷ Dieser Aufruhr der Gefühle bezieht sich wohl nicht allein auf Gottfried Keller. Vermutlich während dieses Ferienaufenthalts muss Keller vom Verlöbnis Maries mit Anton Frisch erfahren haben, was bei ihm einmal mehr ein Gefühl der Enttäuschung hervorruft. In seinem späten Antwortbrief an Marie schreibt Keller von «Verehrungsduseleien», die er aber verzeihen und die Vergeltung dem lieben Gott anheim stellen möchte.⁸

Aufenthalt in Wien

Die glücklichen Tage vom Mondsee sollen ein Jahr später ihre Fortsetzung in Wien finden. Doch dazu braucht es mancherlei Überredungskünste seitens der Exneri. Adolf und Marie wollen im Mai 1874 ihr neues Haus an der Josefstädterstrasse 17 beziehen. Sie malen Keller immer wieder in verlockenden Worten aus, es stehe dort für ihn ein Gartenhaus bereit, mit einem «Kellerzimmer», Schnäpsen in Fülle sowie mit einem Rosenbeet direkt vor dem Fenster. Doch Keller bleibt unentschlossen und will sich, wenn er wirklich käme, eine puritanische Strenge auferlegen. Daraufhin lässt Marie ihren Gefühlen freien Lauf: «Sie schreiben immer noch so reserviert und verklausuliert, wenn sie auf das Kapitel der Herreise zu sprechen kommen.

⁵ Exner, 16.3.[1875], S. 82.

⁶ Exner, 27.12.1873, S 40.

⁷ Exner, 5.11.1873, S. 33.

⁸ Exner, 20.12.1873, S. 38.

Ist das Respekt vor den himmlischen Mächten oder Unlust an dem Gedanken? Wir freuen uns schon so kindisch auf Sie, Sie glauben gewiss nicht, wie.»⁹ Keller wäre es lieber gewesen, den Besuch auf ein anderes Jahr zu verschieben, um sich dann den Wunschtraum der Niederschrift einer Komödie zu erfüllen. Denn sein Amt als Staatsschreiber lässt ihm dazu keine Musse. Schliesslich gibt er dem Drängen des Geschwisterpaars nach. Nun muss man sich noch wegen des Datums und der Dauer seines Aufenthalts einigen, was keineswegs einfach ist. Doch dann, am 7. Juli 1874, kommt von Keller das ersehnte Telegramm: «Das Fassel rollt heran» und selbigen Tages trifft er in der Josefstadt ein.

Gottfried Keller lernt Wien als eine Stadt des Aufbruchs kennen, die im Jahr zuvor die erste Weltausstellung im deutschsprachigen Raum präsentiert und dafür repräsentative Bauten und Plätze geschaffen hat. Sein Freund Gottfried Semper, der während 16 Jahren eine Professur für Architektur am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich innehatte, erhielt 1871 einen Ruf als kaiserlicher Architekt nach Wien. Dort entstehen nun nach seinen Plänen unter anderem die neue Hofburg, das kunsthistorische und naturhistorische Hofmuseum und das Burgtheater. So lernt Keller bei seinem fast dreiwöchigen Aufenthalt sowohl die fortschrittsgläubige Weltstadt als auch das intime Wien mit seinen verwinkelten Gässchen und Hinterhöfen kennen. Es ist anzunehmen, dass er wie in München die Theater und Museen der Stadt aufgesucht hat. Im Belvedere fallen ihm die prächtigen venezianischen Prokuratoren in ihren roten Mänteln auf, von denen er aus Zürich an Marie Exner schreibt.¹⁰ Vermutlich hat er auch mit seinen Freunden Karl Dilthey und Gottfried Semper Wiens Kaffee- und Weinhäuser näher inspiziert, denn vom «Saufen» ist in den Briefen schon vor der Wienreise die Rede. Gottfried Keller sucht zusammen mit Marie auch jenen Ort auf, wo sein Vater während seiner vierjährigen Gesellenzeit gewohnt hat. Besagtes Haus, Laimgrube 25, lag nahe dem Theater an der Wien und entspricht der heutigen Linken Wienzeile 4.¹¹

Genauere Angaben über die von Keller besuchten Orte dieser Stadt sind nicht überliefert. Die Josefstädter Strasse 17 ist jedenfalls der gesicherte Ort, wo Keller vom 7. bis zum 27. September wohnt. Daran erinnert heute auch eine Gedenktafel an der rechten Hausfassade. Auf der linken Seite befindet

⁹ Exner, o. D., S. 53.

¹⁰ Exner, 6.10.1874, S. 76.

¹¹ Smith, S. 48.

sich eine Gedenktafel für den Zoologen Karl von Frisch. Er war der vierte Sohn von Marie Frisch-Exner und erhielt als Bienenforscher 1973 den Nobelpreis auf dem Gebiet der Verhaltensforschung. Das einstöckige Biedermeierhaus sieht noch heute weitgehend so aus, wie es Gottfried Keller erlebt hat; das Gartenhaus ist ebenfalls erhalten. Während Kellers Aufenthalt findet im Garten die Hochzeit von Maries Bruder Sigmund statt, zugleich wird auch die Einweihung des Hauses und der Empfang des Dichters als eine Art «Gartenjux» gefeiert. Marie hat Keller vorgängig brieflich inständig gebeten, er möge doch für diesen Anlass etwas Gereimtes auf das Brautpaar von acht oder zehn Zeilen schicken und meint: «Unsere Buben setzen das in Musik und wir singen es dann als Quartett in die laue Julinacht hinaus.»¹² Tatsächlich kam der Text des «Kantätchens» noch in Zürich zustande,¹³ nur mit der Vertonung haperte es. So wendet sich Keller gleich nach seiner Ankunft in Wien an Johannes Brahms, den er kurz zuvor noch in Zürich im Zunfthaus zur Meisen bei einem Schoppen getroffen hatte. Er fragt den Komponisten, ob er die Güte habe, den Text zu vertonen und erklärt, «zu dem schreckbarsten Gegendienst sowie zu jeder anderen Schandtat» bereit zu sein.¹⁴ Die Antwort lässt nicht lange auf sich warten, und Brahms schickt den vertonten Text in 37 Takten:

Zwei Geliebte, treu verbunden,
Gehen durch die Welt spazoren,
Jedes hat sein Herz verloren,
Doch das andre hat's gefunden.

Jedes trägt die leichte Last
Wie die Uhr am Kettchen fast.
Also geht's auf Steg und Wegen
Ruhig fort mit gleichen Schlägen.

«Schau, die können's!» sagen ferne
An der Himmelshöh' die Sterne.
«Wer sind sie?» Gleich schrei'n wir da:
«Sigmund und Emilia!»

¹² Exner, 18.6.1874, S. 62.

¹³ Exner, 20.6.1874, S. 65.

¹⁴ Exner, 18.7.1874, S. 71.

Am 25. Juli erklingt das «Kantätchen» im Garten zur Freude der gesamten Hochzeitsgesellschaft, einschliesslich Gottfried Keller. Er fühlt sich einmal mehr in diesem heiteren Familienkreis aufgehoben und in seiner Eigenwilligkeit verstanden. Besonders Marie bezaubert ihn mit ihrer jungmädchenhaften Herzlichkeit, die ihn immer wieder zu schalkhaften Spässen reizt. Trotz aller Geselligkeit findet Keller in seinem Gartenhaus Musse zur Arbeit. Dort schreibt er weiter an der bereits früher begonnenen Novelle *Das verlorene Lachen*, die als letzte im zweiten Band *Die Leute von Seldwyla* 1874 erscheint. Keller hat früher in einem Brief an Adolf Exner die Handlung der Novelle in einem einzigen Satz zusammengefasst: «Zwei hübschen, jungen Leuten, die sich kriegen, vergeht wörtlich das Lachen, das sie meist mit einiger Mühsal gegen das Ende hin wieder finden und besser werden.»¹⁵ Wie Keller selbst sagt, wird die Geschichte sehr moralisch; zugleich weist sie starke zeitgeschichtliche Bezüge auf: Er bekämpft darin die Auswüchse demokratischer Hetze sowie den reformsüchtigen Eifer einiger liberaler Theologen. Beides führt zu falscher Betriebsamkeit.

Kellers Aufenthalt in Wien erfreut nicht nur die Familie Exner und ihre Freunde, sondern wird auch von der Wiener Tageszeitung «Neue Freie Presse» wahrgenommen, die am 18. Juli 1874, am Vortag von Kellers 55. Geburtstag, gleich auf der ersten Seite ein längeres Feuilleton veröffentlicht, mit dem Titel «Literarische Schmerzen und Erfolge. Zum Willkomm für den Verfasser der *Leute von Seldwyla*». Darin wird einerseits der allgemeine Literaturbetrieb beklagt, es werde nicht nur zu wenig gelesen, sondern auch zu viel gedruckt; andererseits weist der Aufsatz auf den ungeheuren Lesestoff hin, den die Tages- und Wochenblätter anbieten und der kaum zu bewältigen sei. Aus dieser Massenproduktion rage jedoch einer heraus, der es spät genug zur Anerkennung gebracht und die Gleichgültigkeit des grossen Publikums nur mit immer neuen schönen Gaben beantwortet habe. Damit ist Gottfried Keller gemeint, dessen literarischer Lebenslauf im Weiteren ausführlich gewürdigt wird.¹⁶ Die positive Keller-Rezeption in Wien klingt auch in den Briefen mit den Geschwistern Exner immer wieder an. Man dürstet geradezu nach seinen neuesten Werken, von denen der Autor oft Korrekturfahnen schickt, damit sie im literarischen Kreis bereits gelesen werden können. So tauscht man sich in den Briefen Gedanken zum *Grünen Heinrich*, den *Züricher Novellen*, *Dietegen* und *Das verlorene Lachen* aus.

¹⁵ Exner, 6.1.73, S. 19.

¹⁶ Siehe Smith, S. 61–64.

Ein besonders wichtiger Literaturkritiker in Wien ist für Keller Emil Kuh. Ihr Briefwechsel begann schon 1871 und endete mit dem Ableben Kuhs im Jahr 1876, wobei sich Keller und Kuh persönlich nie begegnet sind. Kuh bespricht eine Reihe von Kellers Werken in der «Wiener Abendpost» und der «Neuen Freien Presse». Er überhäuft ihn mehrfach mit überschwenglichem Lob: «Sie stellen für mich den bedeutendsten deutschen Dichter vor, der in diesem Augenblicke schafft; und auch bei den fremden Völkern suche ich, Turgénjew ausgenommen, umsonst einen Poeten, der an Potenz Ihnen nahe käme.»¹⁷ In diesem Brief macht sich Kuh auf Kellers Plan, den *Grünen Heinrich* umzuarbeiten, eingehende Gedanken und rät ihm, den Roman nicht mehr in der dritten Person zu erzählen, sondern als Selbstbiografie Heinrich Lees zu gestalten. Diese Änderung der Erzählperspektive leuchtet Keller sofort ein, denn die «Unförmlichkeit» des Romans hatte ihn schon immer irritiert. Der Briefwechsel zwischen Autor und Kritiker liest sich wie ein fruchtbringendes Werkstattgespräch. Die brieflichen Lobhudeleien und das ständige Drängen Kuhs nach einer persönlichen Begegnung beantwortet Keller jedoch mit zunehmender Zurückhaltung. Während seines Aufenthalts in Wien hätte er seinen literarischen Verehrer wahrscheinlich besucht, doch da Kuh zu der Zeit in St. Valentin im Vintschgau weilte, war Keller wohl eher erleichtert.

Am 27. Juli begleitet Gottfried Keller die Geschwister Adolf und Marie Exner noch für eine Woche nach Reith bei Brixlegg im Inntal. Doch dann kommt der Abschied von den Freunden und Keller fährt mit dem Zug über München nach Zürich zurück.

Fortsetzung der Freundschaft in Briefen

Wie ein Leitmotiv ziehen sich durch den nachfolgenden Briefwechsel die Einladungen an Gottfried Keller zu einem weiteren Besuch in Wien, für die er sich anfangs durchaus empfänglich zeigt. Doch das Reisen empfindet Keller je länger desto beschwerlicher. Auch will er nach der Demission als Staatsschreiber das ungebundene Leben auf seinem Hochsitz, dem «Oberen Bürgli», für seine dichterische Schaffenskraft vermehrt auskosten und findet immer neue Gründe, den Besuchstermin hinauszuschieben. Keller ärgert sich auch, was die «Journaille» nach seinem Wienbesuch berichtet. Die «Nuova Antologia», so behauptet Keller gegenüber Adolf Exner, habe ge-

¹⁷ Kuh, 25.7.1871, S. 41f.

schrieben: «Ein von seinen Leidenschaften müder Greis hätte ich im Schoße dortiger Freunde den letzten Federstrich an meinen Werken getan, sodann die Feder auf ewig hingelegt und geschworen, sie nie mehr zu berühren, obgleich Ihr alle mit Flehen mich umringt hättet, im Kreise herum weinend auf den Knien gelegen, Marie, schluchzend eine dampfende Knödelsuppe vor mich hingestellt habe u.s.w. u.s.w., was des Unsinns mehr ist.»¹⁸ In einem weiteren Keller-Brief an Adolf Exner heisst es: «Gegen Eure edle Kompanie habe ich nichts auf der Leber und bin nur über das Wienerische überhaupt etwas erbost, weil von dort aus wiederholt Dummheiten und Lügen über meine miserable Person in Umlauf gesetzt werden. Das neueste ist, dass der verstorbene Emil Kuh mich entdeckt habe, nachdem ich ihn in Tirol (wahrscheinlich von Brixlegg aus) aufgesucht und um Rat gebeten habe u.s.w.»¹⁹ Möglich ist auch, dass sich Keller bei einem Wienbesuch eher als Störenfried empfunden hätte. Denn Marie hatte inzwischen den Chirurgen Anton Frisch geheiratet und ist bereits Mutter von zwei Buben; auch Adolf steht im Begriff zu heiraten.

Was den Briefwechsel mit den Wiener Freunden Exner ganz besonders auszeichnet, ist die persönliche Offenheit, mit welcher Keller den Geschwistern als Mensch begegnet. So wenn er schalkhaft vom Abschiedessen als Staatschreiber mit den Mitgliedern der Zürcher Regierung berichtet, wie er tolle Bestellungen für Bordeaux und Champagner gemacht habe und die Regierung meinte, alles bezahlen zu müssen,²⁰ oder über seine Ehrenmitgliedschaft bei der Gesellschaft von Artillerieoffizieren, die jeden Sommer ein feierliches Bombenschiessen abhalten.²¹ Ausführlich schreibt er über seine kränklich gewordene Schwester Regula, dass er nun morgens den Kaffee selbst machen müsse,²² oder über seinen Umzug vom «Bürgli» an den Zeltweg 27, bei dem er aus ziemlicher Höhe die Bücherleiter heruntergepurzelt sei und sich den Hinterkopf zerschlagen habe,²³ sowie er im Spiegel mit Entsetzen feststellt, dass sein Schädel einen «Mondschein» erhalten habe.²⁴ Diese menschlichen Offenbarungen sind Ausdruck einer Lebensfreundschaft, zu der Maries warmherzige Art wesentlich beigetragen hat. Im letz-

¹⁸ Exner, 16.5.1876, S. 105.

¹⁹ Exner, 12.8.1877, S. 126f.

²⁰ Exner, 19.8.1876, S. 114.

²¹ Exner, 21.11.1880, S. 140.

²² Exner, 20.5.1882, S. 153.

²³ Exner, 29.12.1882, S. 161.

²⁴ Exner, o. D., S. 170.

ten Brief an Gottfried Keller schreibt sie: «Eine Notiz, die diesen Winter in der ‹Neuen Presse› stand, man möge Sie mit Briefen verschonen, hat mich so erschreckt, dass ich Ihnen nicht einmal für den so lieben Brief vom vorigen Frühjahr gedankt habe. [...] Im Sommer gehen wir alle an unseren Wolfgangsee, wo Sie noch einmal im Leben gut bewirten, pflegen und hätscheln zu dürfen zu meinen liebsten Träumen gehört.»²⁵ Der Todkranke konnte ihr nicht mehr antworten; er ist drei Monate später gestorben.

Literatur

- Gottfried Keller: Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe. Hrsg. unter der Leitung von Walter Morgenthaler. Bd. 18, Nachgelassene Prosa und Dramenfragmente. Frankfurt/Zürich 2003 [zit. HKKA].
- Gottfried Keller: Gesammelte Briefe. Hrsg. von Carl Helbling, Bd. 2. Bern 1951.
- Aus Gottfried Kellers glücklicher Zeit. Der Dichter im Briefwechsel mit Marie und Adolf Exner. Hrsg. von Irmgard Smith. 2. Aufl. Stäfa 1988 [zit. Exner].
- Gottfried Keller – Emil Kuh. Briefwechsel. Hrsg. Irmgard Smith und Erwin Streitfeld. Stäfa 1988 [zit. Kuh].
- Kranner, Eduard: Gottfried Keller und die Geschwister Exner. Basel/Stuttgart 1960.
- Müller, Martin: Gottfried Keller. Personenlexikon zu seinem Leben und Werk. Zürich 2007.
- Smidt-Dörrenberg, Irmgard: Gottfried Keller und Wien. Wien 1977 [zit. Smidt].
- Weber, Werner: Freundschaften Gottfried Kellers. Versuch über die Einsamkeit eines Genies. In: Zwanzigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft 1952.
- Wysling, Hans (Hrsg.): Gottfried Keller 1819–1890. 2. Aufl. Zürich/München 1990.

²⁵ Exner, 9.4.1890, S. 188.

«Waldhornjungfrau» und «Distelfink»

Gottfried Kellers Salome-Figuren im Novellenzyklus «Das Sinngedicht»
und in der Novelle «Der Landvogt von Greifensee»

Pia Brandenburg

In Gottfried Kellers *Sinngedicht* tragen mehrere Figuren sprechende Namen: Der Naturwissenschaftler Reinhart experimentiert im ersten Kapitel mit einem Sonnenstrahl und einem reinen, harten «Krystallkörper». Dabei verdirbt er sich die Augen und wird schliesslich durch Lucia – auch Lucia oder Lux – geheilt. Die heilige Lucia ist die Schutzpatronin der Augen. Des Weiteren wirkt die Figur der Regine oder Regina im achten Kapitel trotz ihrer einfachen Herkunft königlich, die Übersetzung des Namens Quoneschi als «Libelle oder Wasserjungfrau» spiegelt das Verhalten des «indianischen Mädchen[s]». ¹ Bei seinem Ausritt im vierten Kapitel begegnet Reinhart einer Wirtstochter, die von Lucia im siebten Kapitel Salome genannt wird. Dieser Name könnte auf den biblischen Salome-Mythos und dessen Rezeption verweisen. ²

Der vorliegende Aufsatz ist eine gekürzte Fassung meiner Seminararbeit, welche ich im Frühjahrssemester 2012 im Rahmen des Seminars «Gottfried Keller: *Sieben Legenden* und *Das Sinngedicht*» bei Prof. Dr. Wolfram Groddeck verfasste. Ausgehend von der Figur der Salome im Novellenzyklus *Das Sinngedicht* sollen Bezüge zur gleichnamigen Figur in der Novelle *Der Landvogt von Greifensee* und zum Salome-Mythos aufgezeigt werden.

Die Wirtstochter Salome ist nach der Zöllnerstochter und der Pfarrerstochter die dritte junge Frau, der Reinhart bei seinem Ausritt begegnet. Dieser Begegnung sind zwei Kapitel gewidmet. Das vierte Kapitel schildert Reinharts Einkehr im Wirtshaus. Die Überschrift *Worin ein Rückschritt vermie-*

¹ Gottfried Keller: Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe. Bd. 7: *Das Sinngedicht, Sieben Legenden*. Hrsg. von Walter Morgenthaler et al. Zürich 1998, S. 10, 285f. Im Folgenden zitiert als HKKA 7. Zum Namen Lucia vgl. Amrein 1994, S. 62; Amrein 2007, S. 135 sowie Kaiser 2001, S. 288.

² Vgl. Anton 1970, S. 87f. Den Namen Salome trägt die Tochter der Herodias nicht in der Bibel, sondern erst durch den Geschichtsschreiber Josephus Flavius; vgl. Matthäus 14,1–12; Markus 6,14–29 sowie Braun 2008, S. 617f. In Kellers Werk finden sich zwei weitere Salome-Figuren, im Gedicht *Salome* und in den Lustspiel-Fragmenten *Jedem das Seine*; HKKA 13, S. 187, 281; HKKA 18, S. 649–653; Müller 2007, S. 345f.

den wird nimmt Bezug auf Reinharts Entschluss gegen Ende des Kapitels, das Kussexperiment hier nicht durchzuführen. Die Reaktion der geküssten Frau würde – nach dem Sinngedicht von Logau – ihr Verhältnis zur Sexualität zeigen: Eine zu freizügige Frau lacht, ohne zu erröten, eine zu gehemmte Frau errötet, ohne zu lachen. Mit grosser Wahrscheinlichkeit würde bei der Wirtstochter das gleiche Resultat wie bei der Zöllnerstochter eintreffen, ein Lachen ohne Erröten.³

Im siebten Kapitel erzählt Lucie die Vergangenheit der Wirtstochter. Der Titel *Von einer thörichten Jungfrau* rekurriert auf das biblische Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen. Er nimmt den Schlusssatz des Kapitels vorweg, in dem Lucie eine zweite Verlobung Salomes ausschliesst. Mit ihrem Verhalten hat sich Salome wie die törichten Jungfrauen in der Bibel um die Möglichkeit einer Verlobung und Heirat gebracht. *Von einer thörichten Jungfrau* ist die erste Binnennovelle des *Sinngedichts*. Diese will Lucie «zum Zeichen der Versöhnung» erzählen, wenn Reinhart ihr Logaus Spruch ausliefert. Lucies spöttisches Erzählen der Kuss- und Koseszenen sieht Reinhart jedoch als «strafende Anspielung auf die Thorheit [...], mit der er selbst heute ausgezogen war».⁴

Zu Beginn ihrer Erzählung wählt Lucie die Bezeichnung «die hübsche Wirtin vor dem Walde». Erst nachdem sie den zukünftigen Verlobten der Wirtin erwähnt hat, nennt Lucie sie beiläufig zum ersten Mal Salome. In der Folge findet dieser Name Verwendung, von wenigen Ausnahmen und vom «Ehrentitel» Kamel abgesehen. Wie die beiden anderen Erzählungen Lucies handelt auch das siebte Kapitel nicht von echter Liebe, sondern von Schein und Täuschung, was sich in der Wortwahl deutlich zeigt.⁵

Reinharts Einkehr im «einsamen Wirtshause» am Waldrand wird mit dem Umstand begründet, dass sein Pferd nach der unangemessenen Versorgung durch die Pfarrerstochter hungrig blieb. Auch die Wirtstochter ist einsam, dazu hübsch wie die Pfarrerstochter und die Zöllnerin, jedoch «ungleich

³ HKKA 7, S. 13, 17f., 23–28. Dazu Amrein 1994, S. 26, 79, 277; Amrein 2007, S. 135, 143 sowie Pedde 2009, S. 124.

⁴ HKKA 7, S. 42, 45, 55f.; Matthäus 25,1–13 sowie Pedde 2009, S. 124.

⁵ Vgl. «Erscheinung», «schiene» bzw. «schiene» und «ein arger Schein» im ersten Abschnitt von Lucies Erzählung; HKKA 7, S. 46, 48, 51. Im vierten Kapitel wirken die sch-Alliterationen bei «als einen schönen Schein», «Schöppchen» und «Scherz» verstärkend; HKKA 7, S. 26 sowie Zeller 2002, S. 143.

handfester». Sie ist schwarz, rot und weiss gekleidet. Weiss und Rot sind mit Logaus Spruch leitmotivisch in Kellers *Sinngedicht*. Durch die Farbe Schwarz in Verbindung mit Reinharts Bezeichnung als «der Teufel im Mieder» wird die Figur der Salome dämonisiert. In ihrem Haar glänzt ein «silberner Zierat» mit einer «zwischen einem Löffel und einem Pfeile» schwankenden Form. Der Löffel weist auf die Freizügigkeit der Wirtstochter. Das Motiv des Pfeiles erscheint wieder im siebten Kapitel: Salome fühlt sich durch den auf ihre Dummheit und Ungeschicktheit anspielenden Spottnamen Kamel «von dem schärfsten Pfeil getroffen, den es für sie geben konnte».⁶

Reinhart spricht die Wirtstochter bei seiner ersten Bitte mit «Ihr» an. Salome übernimmt diese Anredeform. Im quälend langweiligen Gespräch über das Heu wechselt die Wirtstochter zur Höflichkeitsform «Sie», betont durch «mein Herr». Passend dazu fordert sie Reinhart auf, ihr in einem Rollenspiel «witzig und vorlaut» die der Situation angemessenen «wundervollen Dinge» zu sagen. Im Rollenspiel wird Salomes Rede durch die Aneinanderreihung von Floskeln und hinkenden Bildern unverständlich, wie Reinharts Reaktion zeigt. Von ihrer Absicht, sich nicht von Reinhart küssen zu lassen, sondern ihn schimpflich zu küssen, kommt Salome ab durch ein Funkeln in seinen Augen und ein um seinen Mund zuckendes «halb spöttisches Lächeln». Ihr Verhalten beim Rollenspiel und bei der daran anschliessenden Kusszene, verbunden mit dem Namen Salome, entlarvt die Wirtstochter als Prostituierte.⁷

Reinhart verhält sich beim Abschied Salome gegenüber respektvoll, als würde er sich fürchten, sie durch weitere Scherze zu verdrissen. Die Furcht ist Schein und passt ins vorangegangene erotische Rollenspiel. Lucies Schilderung im siebten Kapitel weist Reinharts Kussexperiment bei der Wirtstochter Salome jedoch als riskant aus; in der Laube hielt sie Drogo fest und «erstickte ihn fast mit Küssen».⁸

⁶ HKKA 7, S. 23f., 26, 54; Art. «Löffelei» und «löffeln» in Grimm Bd. 6, 1885, Sp. 1124–1126; Amrein 1994, S. 78, 198 sowie Amrein 2007, S. 148.

⁷ HKKA 7, S. 23–27. Die mythologische Figur der Salome war zur Entstehungszeit des Sinngedichts als Dirne popularisiert; vgl. Pedde 2009, S. 125. Das trockene Gesprächsthema ist nicht nur Reinharts Schuld, die Wirtstochter Salome gerät in Gesprächen sehr schnell «aufs Trockene». HKKA 7, S. 47.

⁸ HKKA 7, S. 28, 50. Dazu Amrein 1994, S. 85f. «Drog» bedeutet «Betrüger», auch dieser Name ist sprechend; vgl. Grimm Bd. 2, 1860, Sp. 1426; Pedde 2009, S. 348 sowie Schilling 1998, S. 181.

Die Figur der Salome im *Landvogt von Greifensee* hat ihren ersten Auftritt in einer «rosenrote[n] Staatskutsche», wodurch die Farbe der Rocksäume bei der Wirtstochter im *Sinngedicht* auch hier mit Salome verbunden wird. Das reine Weiss findet ebenfalls bei beiden Salome-Figuren Erwähnung, während Schwarz bei Salomes Kleidung nur im *Sinngedicht* vorkommt, hingegen Grün nur im *Landvogt von Greifensee*. Im *Sinngedicht* ist Salome ein «stattliches Frauenzimmer», im *Landvogt von Greifensee* findet sich der verstärkte Superlativ «allerschönstes Frauenzimmer», später wird sie ein «schönes Frauenzimmer» und eine «stattliche Jungfrau» genannt. Die Beschreibung der Salome-Figur im *Landvogt von Greifensee* ist konkreter als im *Sinngedicht*, sie umfasst das Alter, die Augen- und Haarfarbe. Zudem wird Salomes Zivilstand angegeben, sie ist «längst verheiratet» und hat «mehrere Kinder», die noch alle «in Ehren und Würden herumlaufen». Dies sei der Grund für die Verschweigung des Namens. Indem der Spitzname «Distelfink» auf das Geschlechtswappen bezogen und der Vorname Salome genannt wird, entpuppt sich diese Namensverschleierung als narratives Spiel. Wie im *Sinngedicht* erhält die Figur der Salome im *Landvogt von Greifensee* verschiedene Namen. Über die ikonische Darstellung auf einem Schild stehen die Waldhorn-Namensverbindungen für Salome im *Sinngedicht* in Zusammenhang mit dem vom Familienwappen hergeleiteten Namen «Distelfink» im *Landvogt von Greifensee*.⁹

Für Salome im *Landvogt von Greifensee* ist nur ein glückliches Leben denkbar. Einen Tag weint sie Salomon Landolt «bittere Thränen» nach, dann kann sie durch die Verlobung mit einem wohlhabenden Mann in eine sichere und sorglose Zukunft blicken. Der Umgang mit Salomon Landolt bleibt für sie nur eine «gelinde Liebelei», sie ist trotz ihrer Bildung «in französischem Geiste» als eine oberflächliche Figur dargestellt. Inwiefern von der Salome-Figur im *Landvogt von Greifensee* eine «Gefahr» ausgeht, der Salomon Landolt «heiteren Angesichts» entkommt, wird durch die Novellenhandlung allein nicht schlüssig erklärt. Meines Erachtens handelt es sich beim Schlusssatz der «Distelfink»-Erzählung im *Landvogt von Greifensee* um eine Anspielung auf den Salome-Mythos. Ganz ohne Schaden kann sich Salomon Landolt nicht aus der Affäre ziehen: Er hat ein «vom Distelfink bereits angepicktes Herz» und dadurch die «heitere Ruhe» verloren.¹⁰

⁹ HKKA 6, S. 147f., 154–156 sowie HKKA 7, S. 23, 28, 43–47. Die Farbe Grün verstehe ich hier als Hinweis auf Salomes Mangel an Erfahrung und geistiger Reife; vgl. Butzer/Jacob 2008, S. 141.

¹⁰ HKKA 6, S. 158, 164f., 168, 178 sowie Pedersen 1993, S. 91.

Zu Beginn des vierten Kapitels im *Sinngedicht* fällt das Wortspiel in Zusammenhang mit dem Waldhorn-Motiv auf. Das Wirtshaus führt «ein goldenes Waldhorn im Schilde». Einerseits ist auf dem Wirtshausschild ein Waldhorn abgebildet, andererseits scheint nicht nur Reinhart mit seinem Kussexperiment, sondern auch die Wirtstochter im Sinne der umgangssprachlichen Redewendung etwas im Schilde zu führen. Reinhart verwendet diese Redewendung später Lucie gegenüber in Bezug auf seine Expedition. Reinharts Aussage «Auf diesem Waldhörnchen wollen wir nicht blasen!» am Ende des Kapitels bringt die Abbildung des Waldhorns auf dem Schild, das ikonisch für den Wirtshausnamen steht, in metonymische Beziehung zur Wirtstochter Salome, das Waldhorn-Blasen wird mit dem Küssen gleichgesetzt.¹¹

Passend zum Waldhorn als einem Jagdmotiv war das Ziel der «Waldhornstochter» oder «Waldhornjungfrau» in erster Linie «das Einfangen eines recht glänzenden jungen Herrn». Die Wirtstochter Salome machte Jagd auf Männer, diese wiederum wählten «das Waldhorn zum Sammelplatz auf Jagd- und Streifzügen». Den Männern gefiel es, «dort Tage und Nächte lang zu liegen und der schönen Wirtstochter den Hof zu machen», während die Wirtstochter zur Freude ihrer Eltern die Fähigkeit zeigt, sich «unter ihnen zu bewegen, dass es eine Art hatte». Junker Drogo ist «hauptsächlich im Waldhorn der erste und der letzte». Dieser Satz gewinnt durch die enge Verbindung Salomes mit dem Waldhorn an Bedeutung. Lucie bezeichnet die Wirtstochter als «Waldhornjungfrau» und auch am Ende ihrer Erzählung noch als «Jungfrau»; dies ist meiner Ansicht nach – wie die dreimalige Bezeichnung der Wirtstochter Salome als «Dame» – ironisch zu verstehen.¹²

Salomon Landolt im *Landvogt von Greifensee* ist ein «Jägeroffizier», er führt «beim Klange der Waldhörner» die «Jägerschar» heran. Wie im *Sinngedicht* steht das Waldhorn mit der Jagd in Verbindung, dort jedoch auf die Figur der Wirtstochter Salome bezogen, im *Landvogt von Greifensee* hingegen auf die männliche Hauptfigur. Salomon Landolt wird «der waldhornkundige Herr» genannt. Durch die sexuelle Konnotation des Waldhorn-Motivs weist dies darauf hin, dass Salomon Landolt über mehr Erfahrung verfügt, als in der Novelle beschrieben.¹³

¹¹ HKKA 7, S. 23, 28, 45. «Waldhorn» wurde zudem das Haus der Familie Kapp in Heidelberg genannt, in Johanna Kapp verliebte sich Gottfried Keller 1848; HKKA, Bd. 23.1, S. 283.

¹² HKKA 7, S. 27, 44–49, 55. Dazu Amrein 1994, S. 200–203.

¹³ HKKA 6, S. 146, 148, 152f. Das Motiv des Waldhornes erscheint im *Landvogt von Greifensee* erneut bei der «Lustfahrt»; HKKA 6, S. 245f.

In der Novelle *Der Landvogt von Greifensee* verbindet Gottfried Keller die Figur der Salome mit dem Hinweis auf eine Gefahr, die von ihr ausgeht. Worin diese Gefahr besteht, wird nicht dargelegt, Salome ist als harmlose, oberflächliche und naive Figur beschrieben. Im Novellenzyklus *Das Sinngedicht* wählt Keller im vierten Kapitel eine geheimnisvollere und unheimlichere Charakterisierung der Salome-Figur. Auf eine Gefahr weist nur Reinharts gespielte Furcht vor Salome hin. In der von Lucie erzählten Vergangenheit Salomes im siebten Kapitel werden einige rätselhafte Stellen aus dem vierten Kapitel geklärt. Bemerkenswert ist der Hinweis auf Salomes energisches Küssen, durch welches sie ihren Verlobten Drogo beinahe erstickt habe. Bei beiden Salome-Figuren finden sich damit Hinweise, die als Anspielungen auf den Salome-Mythos verstanden werden können.

Sowohl im *Landvogt von Greifensee* als auch im vierten und siebten Kapitel des *Sinngedichts* kommt das Motiv des Waldhorns vor. In beiden Novellen steht es in Verbindung mit der Jagd. Im *Landvogt von Greifensee* werden das Waldhornspiel und die Jagd der männlichen Hauptfigur zugeordnet, im *Sinngedicht* hingegen der weiblichen Figur Salome, wobei ihr Aufenthalt im Wirtshaus mit dem Waldhorn-Schild sowie die Bezeichnungen Salomes als «Waldhornjungfrau», «Waldhornstochter» und «Waldhörnchen» auf ihr freizügiges Sexualleben hinweisen.

Literatur

- Gottfried Keller: Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe. Hrsg. unter der Leitung von Walter Morgenthaler. 32 Bde. Frankfurt/Zürich 1996–2012.
- Amrein, Ursula: *Das Sinngedicht. Novellen*. Anthropologie nach der Säkularisierung. In: Gottfried Keller. Romane und Erzählungen. Hrsg. von Walter Morgenthaler. Stuttgart 2007, S. 134–153.
- Amrein, Ursula: Augenkur und Brautschau. Zur diskursiven Logik der Geschlechterdifferenz in Gottfried Kellers *Sinngedicht*. Bern 1994.
- Anton, Herbert: Mythologische Erotik in Kellers *Sieben Legenden* und im *Sinngedicht*. Stuttgart 1970.
- Braun, Michael: Im Land der Allegorien tanzt Salome stets. Salome in der Literatur. In: *Stimmen der Zeit* 226 (2008), S. 617–627.

- Butzer, Günter/Jacob, Joachim: Metzler Lexikon literarischer Symbole. Stuttgart 2008.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 2/Bd. 6. Leipzig 1860/1885.
- Kaiser, Gerhard: Experimentieren oder Erzählen? Zwei Kulturen in Gottfried Kellers *Sinngedicht*. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 45 (2001), S. 278–301.
- Müller, Martin: Gottfried Keller. Personenlexikon zu seinem Leben und Werk. Zürich 2007.
- Pedde, Antje: «Grosse Dichtung redet von der Frau oft nicht anders als der Biertisch»? Untersuchung der Wechselbeziehung von Narration und Geschlechterdiskurs in Gottfried Kellers *Sinngedicht* und *Eugenia*-Legende. Würzburg 2009.
- Pedersen, Ulla: «Das magische Pentagramm». Salomon Landolt und die Frauen. In: Verfilmte Literatur. Beiträge des Symposions, abgehalten am Goethe-Institut Kopenhagen im Herbst 1992. Hrsg. von Sven-Aage Jørgensen und Peter Schepelern. Kopenhagen 1993, S. 81–107.
- Schilling, Diana: Kellers Prosa. Frankfurt/M. 1998.
- Zeller, Rosmarie: Die Reichsunmittelbarkeit der Poesie. Zu Gottfried Kellers *Sinngedicht*. In: Realismus-Studien. Hrsg. von Hans-Peter Ecker und Michael Titzmann. Würzburg 2002, S. 135–154.

Der grüne Heinrich und der weisse Wal

Überraschende Berührungspunkte
zwischen Gottfried Keller und Herman Melville

Christoph Egger

Man mag die Nähe in den Lebensdaten von Gottfried Keller und Herman Melville als blossen Zufall der Geburt abtun. Doch weisen die Karrieren der Schriftsteller, die nichts voneinander wussten, bei eigentümlich spiegelverkehrter Entwicklung auch bemerkenswerte biografische Parallelen auf. Und mögen ihre Œuvres kaum Berührungspunkte haben, so finden sich in ihren Hauptwerken überraschende Entsprechungen. Heimliche Verwandtschaften, die ähnlich tief gründen wie die Faszination durch die Farbe Weiss, die den grünen Heinrich verführt und Melville in *Weißjackete* seinen Helden schon vor dem weissen Wal weiss einkleiden liess.

Walfänger im *Grünen Heinrich*, Schweizer in *Moby-Dick*? Gewiss. Bei Keller, allerdings nur in der heute zu Unrecht vernachlässigten zweiten Fassung des *Grünen Heinrich*, finden wir die Geschichte des unglückseligen Albertus Zwiehan, den sein vergebliches Werben um Afra Zigonia Mayluft bis zu einem «grönländischen Seestrände» geführt hatte. Von dort fuhr er «mit einem Walfischfänger südwärts», um schliesslich in Zürich zu jenem Schädel zu werden, den nach Deutschland mitzunehmen Frau Lee den Sohn diesmal nicht hindern wird, nachdem sie in der ersten Fassung noch das «gräuliche Möbel» behändigte, das Heinrich in seinen Koffer packen wollte, einen nicht näher bezeichneten «defecten Todtenschädel». Und Melville lässt die bedrängten Wale sich zuletzt unerreichbar in ihre polaren Zitadeln zurückziehen – den «frostharten Schweizern» gleich, die vor ihren Verfolgern ins Gebirge auswichen. – Womit wir bei der Frage nach Berührungspunkten zwischen den beiden Werken wären.

Wie sah ein 25-, 26-Jähriger mit dichterisch-schriftstellerischen Ambitionen Mitte der 1840er-Jahre die Südsee? So:

Es wiegt die Nacht mit sternbesäten Schwingen
Sich auf der Südsee blauen Wassergärten,
Daraus zurück, wie Silberblümchen, springen
Die Sterne, die in tiefer Fluth verklärten.

Wie ein entschlummert Kind an Mutterbrüsten,
Ruht eine Insel selig in den Wogen:
So weich und weiß ist um die grünen Küsten
Die Brandung rings, ein Mutterarm, gezogen.¹

Oder so:

Die Marquesas-Inseln! Welche sonderbare Träume von ausländischen Dingen beschwört der bloße Name herauf! Nackte Houris – cannibalische Bankette – Cocoshaine – Corallenriffe – tätowirte Häuptlinge und Bambus-Tempel – sonnige Thäler mit Brodbäumen besetzt – geschnitzte Canoes auf dem blitzblauen Wasser einhertanzend – wilde Waldstrecken von gräulichen Götzen gehütet – heidnischer Ritus und Menschenopfer! [...]

Wer zum ersten Male die Südsee besucht, ist gewöhnlich überrascht durch die Erscheinung der Inseln, wenn man sie zuerst von der See aus sieht. Von den ungenauen Berichten, die man über ihre Schönheit hat, malt man sich gewöhnlich sanftwellige Ebenen aus, von reizenden Hainen beschattet und von plätschernden Bächen benetzt, und denkt sich das ganze Land nur wenig über die Oberfläche des Wassers emporsiegender. Die Wirklichkeit ist ganz anders. Kühne, felsenumgürtete Küsten, an denen die Brandung hoch emporschäumt und die hie und da durch tiefe Einschnitte unterbrochen werden, welche dem Blicke dichtbewaldete Täler zeigen, die wiederum von üppiggrünen Bergvorsprüngen getrennt werden und, von einem hohen und gefurchten Innern auslaufend, sich bis zum Meere hinabziehen, bilden den Hauptcharakter dieser Inseln.²

¹ Gottfried Keller: Nacht. III. (aus dem Zyklus Gedichte [1846]), in: Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe. Hrsg. unter der Leitung von Walter Morgenthaler. Bd. 13: Frühe Gedichtsammlungen, Basel/Frankfurt am Main 2008, S. 21

² Vier Monate auf den Marquesas-Inseln oder ein Blick auf Polynesisches Leben von Herman Melville. Aus dem Englischen von Rudolph Garrigue. Leipzig 1847, S. 7 und 21 (zitiert nach Wikisource).

Solches mag die Leserschaft zwar interessiert haben, für den durchschlagenden Erfolg des Buchs waren andere Faktoren massgebend: der Umstand, dass dieser Autor Erfahrungen unter den Kannibalen anzubieten hatte (die ihn freilich in keiner Weise bis zum grossen Kochkessel geführt hatten), sowie – und dies sorgte für Furore – dass er aus erster Hand über seine Begegnungen mit Südseeschönheiten zu berichten wusste:

Unter den festen Bewohnern des Hauses waren auch einige allerliebste junge Mädchen, die, statt wie die jungen Damen der civilisirten Welt, auf dem Pianoforte zu trommeln und Romane zu lesen, diese Beschäftigungen mit der Fabrikation einer Art feinen Tappa's ersetzten, aber doch den grössten Theil ihrer Zeit damit zubrachten, von Haus zu Haus zu laufen, und mit ihren Freundinnen zu plaudern und zu schwatzen.

Ich muß aber vor den Übrigen besonders die reizende Nymphe «Fayawa» [sic!] hervorheben, die mein erklärter Liebling war. Ihr freier geschmeidiger Körper war das Bild der Vollkommenheit weiblicher Schönheit und Grazie. Ihre Hautfarbe war ein üppig dunkles Oliv, und wenn ich das Erglühen ihres Gesichts genau beobachtete, bemerkte ich auf den schönen Wangen das Durchschimmern eines leichten Roth. Ihr Gesicht war von einem herrlichen Oval und jeder ihrer Züge so vollkommen schön, wie eines Mannes Herz oder Phantasie es nur wünschen konnte. [...] Ihr Haar war dunkelbraun, in der Mitte gescheitelt, floß in reichen natürlichen Locken über ihre Schultern herab und fiel, so oft sie sich bückte, verhüllend um ihren lieblichen Busen. [...] Fayawa's Hände waren so zart und weich wie die einer Gräfin, denn die Jugend und selbst die mittleren Jahre eines Typie-Weibes werden gänzlich mit grober Arbeit verschont. Ihre Füße waren, wengleich ganz nackt, eben so klein und schön geformt wie die, welche unter dem Kleide einer Dame von Lima hervorgucken. Die Haut dieses jungen Wesens war durch fortwährendes Einreiben mit wohlriechendem Balsam von überraschender Glätte und Zartheit. [...]

Aber ich habe noch nicht der Kleidung dieser Nymphe des Thales erwähnt.

Fayawa – ich muß die Thatsache gestehen – hielt sich größtentheils an die ursprüngliche Sommertracht des Paradieses. Aber Welch ein kleidsames Costüm!³

³ Ebd., S. 165–168.

«Fayaway – I must avow to the fact – for the most part clung to the primitive and summer garb of Eden. But how becoming the costume!»⁴ Mit solchen Sätzen war alle Konkurrenz, mochte sie noch so angelegentlich von seligen, wie ein Kind an der Mutterbrust ruhenden Inseln reimen, aus dem Feld geschlagen. Grundlegender Unterschied zwischen den beiden Texten ist selbstverständlich der Erfahrungshorizont ihrer Autoren, die im Abstand von gut zehn Tagen im Sommer 1819 geboren wurden: am 19. Juli der Zürcher Gottfried Keller, am 1. August der New Yorker Herman Melville (gestorben sind sie ebenfalls vergleichsweise nahe beieinander, am 15. Juli 1890 Keller, am 28. September 1891 Melville). Auffallend ist bei beiden der frühe Tod des Vaters, bei Keller im Alter von fünf, bei Melville im Alter von zwölf Jahren, bei dem die väterliche Linie im Schatten der mütterlichen stand und im Ruf mangelnder ökonomischer Begabung; bei beiden mussten die Mütter einige Entbehrungen auf sich nehmen. Gottfried Keller hat in seinem Leben das Meer nie gesehen, nicht einmal dasjenige der «grauen Stadt am Meer» seines Freundes Theodor Storm, geschweige denn die «blauen Wassergärten» der Südsee. Einstweilen wollen wir uns aus seinem Gedicht die Mutterbrüste merken sowie das Weiss der Brandung vor grünen Küsten. Herman Melville hingegen war im Herbst 1844 von einer fast vierjährigen Traverse von Atlantik und Pazifik auf Walfängern und Kriegsschiff mit zweimaliger Umrundung von Kap Horn zurückgekommen.

Die Gemeinsamkeiten reichen indes über den Umstand hinaus, dass ihre ersten Buchpublikationen beide im Jahr 1846 erfolgten. Doch während Kellers schlicht *Gedichte* betitelter, durchaus beeindruckender Erstling keine besondere Aufmerksamkeit fand, wurde Melvilles *Typee* – dessen vollständiger Titel *A Peep at Polynesian Life during a Four Months' Residence in a Valley of The Marquesas with Notices of the French Occupation of Tahiti and the Provisional Cession of the Sandwich Islands to Lord Paulet* lautete – ein Bestseller. Dafür spricht auch, dass bereits im Folgejahr 1847 eine deutsche Übersetzung erschien, aus der wir oben zitiert haben. Am Rand sei hier angemerkt, dass Melvilles Aufenthalt im Tal von Taipi – das bei Garrigue *Typee* heisst, seither auf Deutsch aber mit Taipi wiedergegeben wird – von angeblich vier Monaten nur gerade drei Wochen gedauert hatte. Mit seinen Erlebnissen bei den «Kannibalen» und vor allem mit der Gestalt Fay-

⁴ Herman Melville: *Typee*. Limited Edition, West Virginia Pulp and Paper Company, 1962, S. 113.

aways, der polynesischen Schönheit und dem Inbild befreiter weiblicher Erotik, hat er aber den Nerv des Zeitgeists auf perfekte Weise elektrisiert.

Der Fortgang der beiden literarischen Biografien ist bekannt. Melvilles früher Ruhm, der wohl noch einige Titel lang vorhielt, den Erfolg des Erstlings aber nicht zu wiederholen vermochte, sein allmähliches publizistisches Verstummen, das bis zum völligen Vergessen durch die Öffentlichkeit reichte, und endlich, gut siebzig Jahre nach dem Erscheinen seiner Hauptwerke, die triumphale (Wieder-)Entdeckung, die ihn in den bald hundert Jahren seither zum bedeutendsten amerikanischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts avancieren liess. Im deutschsprachigen Raum hat eine breitere Rezeption erst nach dem Zweiten Weltkrieg eingesetzt (angestossen nicht zuletzt durch die Übersetzungen der Schweizer Margarete Möckli-von Seggern, Fritz Güttinger und Walter Weber). Keller scheint englische Literatur eher am Rand wahrgenommen zu haben, obwohl der Siebzehnjährige ein begeisterter Leser von *Jakob Ehrlich* (*Jacob Faithful*) und *Peter Simple* (beide 1834) war, Seeabenteuerromanen des Captain Marryat (dessen «Sämtliche Werke» Vieweg in 82 Bänden herausbrachte). Erst 1891, in Melvilles Todesjahr, erschien die erste *Selection of His Tales*, der in den Jahrzehnten danach weitere Übertragungen seiner Erzählungen ins Englische folgten, während die erste (und einzige) Übersetzung von *Green Henry* erst 1960 in London/New York erscheinen sollte.

Den Eruptionen des Amerikaners, der in den Jahren zwischen 1846 (*Typee*) und 1857 (*The Confidence-Man*) in rasender Folge *Omoo: A Narrative of Adventures in the South Seas* (1847), *Mardi: And a Voyage Thither* (1849), *Redburn: His First Voyage* (1849), *White-Jacket; or, The World in a Man-of-War* (1850), *Moby-Dick; or, The Whale* (1851), *Pierre; or, The Ambiguities* (1852) sowie *Israel Potter: His Fifty Years of Exile* und *Benito Cereno* (beide 1855) herausschleuderte, hatte der Schweizer nicht annähernd Entsprechendes an die Seite zu stellen. Dabei erschienen 1851 die *Neueren Gedichte*, zwischen 1853 und 1855 *Der grüne Heinrich*, gefolgt 1856 immerhin vom ersten Teil der *Leute von Seldwyla*. Doch während Melvilles Ruhm schnell verblasste und er 1866 den Beruf des freien Schriftstellers gegen den Posten eines Zollinspektors bei der New Yorker Port Authority eintauschen musste, von dem er erst 1886 zurücktrat (im selben Jahr, in dem *Martin Sailer* erschien), hatte Keller bereits 1876 als Staatsschreiber des Kantons Zürich demissioniert und war, 56-jährig, zur Existenz des freien Schriftstellers zurückgekehrt (im selben Jahr wiederum, in dem Melvilles letzte grosse

Publikation, das 16 000 Verse umfassende riesige Gedicht *Clarel*, erschien und keinerlei Interesse fand). Und wo Keller geradezu ein Staatsbegräbnis zuteil wurde, wurde Melville still zu Grabe getragen; vereinzelt erschienen zu seinem Tod kurze Meldungen in den New Yorker Zeitungen.

Bei beiden hat die «grosse Reise», die sie jung unternahmen – Melville wie erwähnt um die halbe Welt, Keller erst nach München, später nach Heidelberg und schliesslich, bis 1855, für fünf lange Jahre nach Berlin –, höchst produktiv nachgewirkt und ihre «autobiografischen» Hauptwerke erst ermöglicht. Zeitlich liegen deren Erstausgaben nicht allzu weit auseinander – drei, vier Jahre –, preislich allerdings sind es heute immerhin 80 000 Dollar. Zurzeit (Stand Juli 2012) ist die teuerste (es gibt auch günstigere) First Edition von *Moby-Dick* im amerikanischen Bücherportal AbeBooks für 85 000 Dollar angezeigt, während im ZVAB das teurere der beiden Sets der vierbändigen Erstausgabe von *Der grüne Heinrich* für 3800 Euro angeboten wird. Eine Differenz, die nicht nur den literarischen Nachruhm, sondern auch die numerische Grösse und allgemeine Bedeutung der jeweiligen Nationalliteratur bezeichnet.

Gemeinsam ist den beiden Büchern, von der Nachwelt mit der Zeit als die bedeutendsten Schöpfungen ihrer Autoren taxiert, dass sich ihre Erstauflagen bedenklich schlecht verkauften. Im Fall Gottfried Kellers muss das nicht unbedingt erstaunen. Der grosse Bildungsroman, mit dem der 34-Jährige an die Öffentlichkeit trat, war sein erstes erzählerisches Werk. So musste denn ein gutes halbes Jahr nach Erscheinen Eduard Vieweg, sein Verleger, an den Anatomen Jakob Henle schreiben:

Ihrem Wunsche gemäß sende ich Ihnen auf unser Tauschkonto den «Grünen Heinrich» und die neue Auflage der Kellerschen Gedichte. Der «Grüne Heinrich» ist, nach meiner Anschauung, ein ganz prächtiges Buch; ich habe es mit dem allergrössten Vergnügen gelesen. Auch ist es mir in anderer Hinsicht interessant, nämlich zur Vergleichung meiner Ansicht mit der des grossen Publikums. Von dem Buche sind nämlich kaum hundert Exemplare abgesetzt.⁵

⁵ Eduard Vieweg an Jakob Henle, 14. 9. 1854, zitiert nach: <http://www.gottfriedkeller.ch/frameset.html?http://www.gottfriedkeller.ch/kuriosa.htm>.

Eine wirklich breite Rezeption hat das Buch erst mit der von Keller grundlegend überarbeiteten zweiten Fassung von 1879/80 erfahren.

Völlig anders die Situation bei Herman Melville. Der Amerikaner ist bei Erscheinen von *The Whale* – wie das im Oktober 1851 in drei Bänden bei Richard Bentley in London erschienene Werk hiess; erst die einen Monat später bei Harper herausgekommene einbändige amerikanische Edition trug den suggestiven Titel *Moby-Dick* – bereits ein erfolgreicher Autor und einer der bestbekanntesten Namen der jungen amerikanischen Literatur. Wenn auch die Kritik dem sprachlich und formal ungebärdigten Werk in keiner Weise unisono ablehnend gegenüberstand, wie häufig kolportiert, so sollte der Misserfolg beim (weiblichen) Lesepublikum die Wende in der zeitgenössischen Rezeption Melvilles markieren. Mitgespielt haben mag, dass Frauen – trotz *Fayaway!* – Melville (literarisch) nur wenig interessierten, während Keller ein ausgesprochener Minnesänger war. Und obwohl Melville im Unterschied zu Keller Frau und vier Kinder hatte, geben zahlreiche Momente in seinen Romanen Anlass, homoerotische Aspekte mitzubedenken.

Doch gibt es nun Berührungspunkte zwischen dem bedeutendsten Bildungsroman des 19. Jahrhunderts in deutscher Sprache und seinem «Pendant» in der amerikanischen, ja englischsprachigen Literatur? Stilistisch kaum. Wo Kellers Sprache noch in der intensiven Feier des Daseins weitgehend klassischen Vorbildern verpflichtet bleibt, mit allerdings traumhaft verwunschenen, lyrisch durchpulsten Szenen und Spurenelementen von Nonsense, ist Melvilles elaborierte Sprache eine Naturgewalt: nichtakademisch, mitunter roh, von direkter Kraft noch in den wissenschaftlich zitierenden, parodierenden Passagen wie in den philosophischen Höhenflügen und shakespeareschen Exaltationen der Bühnendeklamationen. Melvilles ungeheure Modernität in den gestalterischen Mitteln kennt im 19. Jahrhundert kaum Vergleichbares, in der Behandlung der Sprache kommt ihm in der deutschsprachigen Literatur Gotthelf wohl am nächsten mit seiner Kunst, selbst Anachronismen vergessen zu machen durch die einzigartige Unmittelbarkeit von Sprache und Rede.

Doch inhaltlich zeigen sich einer genaueren Lektüre unvermutete Gemeinsamkeiten. Die offensichtlichste besteht natürlich darin, dass beim *Grünen Heinrich* wie bei *Moby-Dick* die Farbe konstitutives Merkmal des Titelhelden ist. Melville hat ihr mit dem 42. Kapitel seines Romans, «Die Weisse [oder: Das Weiss] des Wals», einen erkenntnistheoretischen Traktat gewid-

met, auf den wir hier nicht eingehen können. Hier muss genügen, dass Weiss für Ismael die Summe der Schrecken bedeutete, die den Seemann befallen mögen, mit *Moby Dick*, dem weissen Wal, als deren Kulmination. Für Melvilles todesdunkel konnotiertes Interesse am Thema zeugt bereits sein unmittelbar vor *Moby-Dick* erschienener Roman *White-Jacket* (1850), dem Erfahrungen auf der Fregatte «United States» zugrundeliegen, auf der er nach seinen Walfängererlebnissen in die Heimat zurückkehrte. Der Roman ist als vehemente Geisselung der Praxis des Auspeitschens auf amerikanischen Schiffen ein harsches politisches Pamphlet, weiter eine bitterböse Satire von grimmiger Komik auf Chirurgen, wie sie offensichtlich auf Kriegsschiffen Dienst taten – und eine grossartige Hymne auf das junge, neue, demokratische Amerika. In unserm Zusammenhang interessiert die Jacke, die sich der Ich-Erzähler aus weissem Segeltuch notdürftig selbst geschneidert und die ihm den Namen gegeben hat, ein Kleidungsstück, das ihn weder wärmt noch wirklich schützt und beinah zur Todesfalle wird, als er einmal über Bord geht – ein unheimliches, aktives Leichentuch.

Weiss ist auch die Leitfarbe Heinrichs. Doch wo sie bei Melville Thanatos repräsentiert, kleidet sie bei Keller Eros. Die «liebe grüne Farbe» ist zwar die Verbindung zum Vater, dennoch wünscht er sich, bei den Kadetten «mit [s]einer besonderen Grünheit in der allgemeinen aufgehen zu können». Bei seinem ersten Auftritt trägt er «ein grünes Röcklein mit übergeschlagenem schneeweißen Hemde» – da ist sie wieder, die «weiche und weiße Brandung» um eine «grüne Küste» aus *Nacht. III*. Und auch die (Mutter-)Brust ist nicht weit, der Keller als Topos der Huldigung der Frauenschönheit in der Erstfassung hinreissende Bilder abgewinnt: Gretchens entblösste Hals und Schulter, die in der Meerkatzenszene einen Schein «wie nächtlicher Schnee» werfen, den «marmorweißen» kühlen Trank Milch, den Judith ihm bei ihrer ersten Begegnung reicht, ihre Brust, die, eine Analogie zu den Schneegipfeln der Alpen, vor Heinrichs Augen aus dem weissen Linnen emporsteigt, schliesslich das «weiße Feuer» in der Urszene der Begegnung mit der im nächtlichen Fluss badenden Judith.

Für Keller, den Maler, sind grundsätzlich alle Farben positiv besetzt. Wenn auch hier Weiss zur dominanten Farbe in der Argumentation der Erzählung wird, dann in genau gegensätzlicher Laufrichtung zu Melville, dessen *Moby-Dick*, wie Samuel Otter gezeigt hat, auch einen frühen Diskurs über die weisse Hautfarbe eröffnete. In seiner brillanten Studie *Melville's Anatomies* (University of California Press, Berkeley 1999) untersucht der ameri-

kanische Literaturwissenschaftler vier Hauptwerke des Schriftstellers im Licht zeitgenössischer wissenschaftlicher Theorien, insbesondere in der Anthropologie und Ethnologie. *Moby-Dick* analysiert er zumal unter dem Aspekt der damaligen Krianiologie, der Schädelkunde. Faszinierend, wie er die von Melville mehrfach hervorgehobene, von der Forschung aber nie wirklich beim Wort genommene Bedeutung des Kopfs des Wals – der im konkreten Fall derjenige des Pottwals sowie derjenige des Nordkapers ist – auf humanwissenschaftliche Grundlagen zurückführt. Insbesondere der an der Bordwand vertäute Kopf des Pottwals, Gefäß für den wachähnlichen Walrat – das *spermaceti*, das im Altertum als Samen des Wals angesehen wurde, daher das englische «sperm whale» –, konnte beim Ausschöpfen zur gefährlichen Falle werden. Wie im 78. Kapitel von *Moby-Dick*, wo der indische Harpunier Tashtego im gigantischen Kopf beinahe seinen Sarg gefunden hätte, wäre er nicht durch einen unglaublichen Handstreich Queequegs gerettet worden.

Schädel und ihr Inneres spielen auch bei Keller eine Rolle – welch vertrackte Beziehung sie zu unserem Thema haben, war eingangs angedeutet. Höchlichst interessiert müsste ihn das lebendig Begrabensein Tashtegos im Kopf des Wals haben. Kellers Obsession mit dem Thema, von den aberwitzigen *Gedanken eines Lebendig-Begrabenen* bis zur beklemmenden Gestalt der Nix von «weißer Schönheit» und «dunklem Antlitz» in *Winternacht*, findet im *Grünen Heinrich* ihren Ausfluss in der verstörenden Geschichte vom Meretlein, das an seinen Sarg pocht, nur um noch erbarmungsloser zu Tode gebracht zu werden. Wie der Sarg Leben zu spenden vermag, zeigt wiederum *Moby-Dick*. Hier hat Queequeg, der phänomenale Südseeinsulaner, sich zu Lebzeiten einen Sarg zimmern lassen, der zuletzt, beim finalen, alles verschlingenden Maelstrom aus den Meeresschlünden hochgeschossen kommen wird und es Ismael, als dem einzigen Überlebenden des «Pequod», so ermöglicht, zum Erzähler der Geschichte zu werden. Zum Erzähler einer Geschichte, die nicht wie die andere als Lob des Herkommens anheben kann, aber noch in der Negierung einer Biografie ebenfalls mit dem Lauf des Wassers einsetzen muss. Und so geben diese grossen Erzählungen vom Meer, von See und Fluss endlich beide im Lob des Wassers Bericht von einer Lebensbahn auch als «durchmessener Wasserbahn», mit der *Der grüne Heinrich* in der Erstfassung anhebt.

Achtzigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 2011

Vorstand

Der Vorstand führte am 30. Mai und 21. November Sitzungen zur Behandlung der laufenden Geschäfte durch. Am Herbstbott wurde der Festredner Manfred Papst, Leiter des Feuilletons der NZZ am Sonntag, als neues Mitglied für den Vorstand gewählt. Die Wahl erfolgte einstimmig mit herzlichem Applaus.

Bericht des Quästors

Die Rechnung für das Jahr 2011 zeigt, auszugsweise wiedergegeben, folgendes Bild:

Vermögen am 31. Dezember 2010		CHF 69 277.81
Zuzüglich Einnahmen 2011	CHF 27 205.58	
Abzüglich Ausgaben 2011	CHF 27 264.25	
Ausgabenüberschuss	CHF 58.67	CHF 58.67
Vermögen am 31. Dezember 2011		CHF 69 219.14

Der Mitgliederbestand Ende 2011 betrug: 1 Ehrenmitglied, 5 Freimitglieder, 2 Mitglieder auf Lebenszeit, 564 Einzelmitglieder bzw. Paarmitglieder und 34 Kollektivmitglieder; gesamthaft 606 Mitglieder gegenüber 602 im Vorjahr.

Die Mitgliederbeiträge ergaben ein Gesamttotal von CHF 19 760.00 zuzüglich Spenden von CHF 3 494.65. Stadt und Kanton Zürich haben uns eine Subvention von CHF 1 000.00 bzw. 1 100.00 zukommen lassen.

Die Spendensammlung für die permanente Gottfried Keller Ausstellung ergab im Jahr 2011 einen weiteren Betrag von CHF 30 454.90.

Historisch-Kritische Keller-Ausgabe (HKKA)

Im Berichtsjahr sind Gottfried Kellers *Verstreute Gedichte* (Band 14 Text, Band 28 Apparat) und seine *Aufsätze* (Band 15 Text und Apparat) erschienen. Bis zum Abschluss der Gesamtedition 2012 sind noch vier weitere Bände zu erwarten. Die finanziellen Mittel sind gesichert. Der Stiftungsrat der HKKA sah ursprünglich seine Aufgabe mit Abschluss der Buchedition sowie der elektronischen Edition als erfüllt an. Doch das Erreichte soll auch für eine mittelfristige Zukunft gesichert werden. Dazu müssen der Vertrieb der gedruckten Bände und die Pflege der elektronischen Ausgabe weiterhin gewährleistet bleiben. Deshalb soll der neu konstituierte Stiftungsrat in verkleinerter Form im Hinblick auf die sich stellenden Aufgaben weiterhin bestehen bleiben.

Gottfried Keller Ausstellung

Wie am letzten Herbstbott berichtet, kam es bei der geplanten Ausstellung im Thomas-Mann-Archiv zu unerwarteten Einsparungen, die das weit entwickelte Projekt ernsthaft gefährdeten. Das Initiativkomitee, bestehend aus Vertretern der Zunft Hottingen und der Gottfried Keller-Gesellschaft, suchte deshalb nach einer neuen Ausstellungslösung. Die Stadt Zürich und das Rektorat der Universität zeigten sich dabei erfreulich kooperativ, auch andere Institutionen boten ihre Unterstützung an. Das Initiativkomitee hat viele dieser Vorschläge geprüft. Doch die Bedingungen für den gesuchten Ausstellungsraum waren hochgesteckt: Die Ausstellung sollte zentral gelegen und für jedermann gut erreichbar sein; die Öffnungszeiten und die Infrastruktur in Bezug auf Sicherheit sollten optimal sein; wichtig war vor allem, dass den Trägern der Ausstellung später keine zusätzlichen Betriebskosten entstehen. Fast schien es, als seien diese Bedingungen unerfüllbar. Doch inzwischen befindet sich das Komitee in intensiven Verhandlungen für eine Ausstellungsmöglichkeit, welche diese Bedingungen erfüllt. Das Ausstellungskonzept wurde den räumlichen Gegebenheiten entsprechend neu erstellt, und die Ausstellungs-Begleitbroschüre liegt bereits druckfertig vor. Das Initiativkomitee ist zuversichtlich, die Ausstellung noch dieses Jahr der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Veranstaltungen

Am 12. und 26. Mai wurden in der Zentralbibliothek Zürich zwei Workshops angeboten zur *Einführung in die elektronische Gottfried Keller-Bibliografie*. Von 1981 bis 2009 hat unsere Gesellschaft im Anhang zu ihren Jahresberichten jeweils eine aktuelle Keller-Bibliografie veröffentlicht. Seit 2010 wird die Bibliografie elektronisch kumulativ als Sonderkatalog der Zentralbibliothek erfasst. Inzwischen sind die gedruckten Jahresbibliografien unserer Gesellschaft auch rückwärts elektronisch erfasst worden, um Interessenten weltweit den bibliografischen Einstieg zu Gottfried Keller zu erleichtern. Der zweimalig durchgeführte Kurs ermöglichte eine grössere Effizienz beim Auffinden von Titeln und Artikeln.

Unter dem Titel «*Ein bescheidenes Kunstreisichen*» folgte unsere Gesellschaft am 18. Juni Kellers Spuren in der Innerschweiz. Wie Gottfried Keller im Jahr 1881 besuchten wir die damals gerade fertig gewordene Telskapelle am Vierwaldstädtersee. Ursula Amrein hielt an diesem historischen Ort einen Vortrag über Kellers ehemaligen Ausflug und seinen Aufsatz über das «Kunstreisichen», der zu seinen bedeutenden kunsthistorischen Schriften zählt. Michael Andermatt berichtete über die historischen Hintergründe von Kellers «*Jesuitenlied*» und den Kulturkampf. Nach anschliessender Fahrt mit dem Dampfschiff, am Schillerdenkmal bei der Rütliwiese vorbei, erreichten wir Luzern, wo uns zwei Stadtführerinnen die Stadt zur Zeit Gottfried Kellers zeigten. Der Ausflug klang mit einem Apéro an der Reuss aus und fand bei den 35 Mitreisenden trotz des «Luzerner Wetters» ein ausgesprochen positives Echo.

Ein Höhepunkt unseres 80. Jubiläumsjahres war eine internationale öffentliche Tagung vom 8. bis 11. September über *Gottfried Keller und Robert Walser*, die wir zusammen mit der Walser-Gesellschaft im Rathaus eröffnet und in der Universität durchgeführt haben. Das Rahmenthema der Tagung hiess «*Tradition als Provokation*», auf welches nicht nur der Schriftsteller Urs Widmer in seiner Eröffnungsrede im Rathaus Bezug nahm, sondern das auch Regierungsrätin Regine Aeppli in ihrem Grusswort anklingen liess sowie die Blechbläser «*Quintetto Inflagranti*» mit ihrer Appenzeller «*Birewedge-Polka*» bis hin zur Musik von John Cage. Namhafte Keller- und Walserforscher sorgten in neun Vorträgen für ein anspruchsvolles Programm, welches mit Stadtbesichtigungen und einer Exkursion nach Glattfelden zum Gottfried-Keller-Zentrum aufgelockert wurde. Ein Tagungsband wird die Vorträge in gedruckter Form festhalten und zum Herbstbot

2012 erscheinen. Rund 220 Personen nahmen an dieser erfolgreichen Tagung teil.

Herbstbott

Am Herbstbott-Wochenende stand ganz Zürich unter dem Motto: Zürich liest. Gerne hätte sich die Keller-Gesellschaft wie zwei Jahre zuvor dem Zürcher Lesefestival angeschlossen, doch der Zustrom der Keller-Liebhaber war damals so gross, dass das Rathaus aus allen Nähten platzte. Eine Beschränkung auf die Teilnahme von Keller-Mitgliedern schien angezeigt, und auch so war das Rathaus bis auf den letzten Platz besetzt. Der Präsident nutzte die Gelegenheit des 80. Jubiläums, in die Geschichte der Keller-Gesellschaft zurückzublenden und in Siebenmeilenstiefeln zu durcheilen, von den Gründungsanfängen über die Kriegsjahre, als man Gottfried Keller als Schutzgeist der Nation verstand, bis zur 100. Wiederkehr von Kellers Todestag im Jahr 1990 mit einer Gedenkausstellung im Helmhaus und den Zürcher Junifestwochen, die unter dem Motto «Ein Fest für Gottfried Keller» standen. Wieder der Gegenwart zugewandt, stellte der Präsident Manfred Papst von der NZZ am Sonntag als Festredner des Herbstbotts vor. Dieser verfolgte in seinem Vortrag unter dem Titel «*Meine dummen Späße betreffend*» die Beziehungen zwischen Gottfried Keller und Theodor Storm anhand ihres Briefwechsels. Es ist erstaunlich, dass der als literarische und biografische Quelle so ergiebige Briefwechsel noch nie Thema einer Herbstbottrede war. Manfred Papst entpuppte sich als adäquater Interpret der Dichterkorrespondenz, der die Briefe humorvoll und fachkundig zugleich zu würdigen wusste und das Publikum immer wieder zum Schmunzeln brachte. Die Zuhörenden verdankten ihm die begeisternde Rede mit grossem Applaus. Wie schon seit manchem Jahr wurde auch diesmal das Herbstbott durch das Ensemble Pyramide musikalisch bereichert. Auf dem Programm standen ein Trio in D-Dur von Sergej Tanejev und das Divertimento F-Dur von Wolfgang Amadeus Mozart. Das Publikum spendete für diesen musikalischen Genuss dankbaren Applaus.

Verschiedenes

Das Zürcher Fotografen-Paar Luzzi und Michael Wolgensinger hat 1940 einen Film über Leben und Werk von Gottfried Keller geschaffen. Das Präsidialdepartement der Stadt Zürich liess diesen Film restaurieren, um ihn

1990 an den Juni-Festwochen zu Ehren Gottfried Kellers auf der Rathausbrücke in einem «Gottfried-Keller-Bus» mit Grossbildprojektion zu präsentieren. Der Filmschaffende Hans Heinrich Egger restaurierte den Film damals auf Kosten der Stadt. Sein Sohn Christoph Egger schenkte ihn mitsamt dem Montageplan und Korrespondenzen sowie allen Filmrechten der Gottfried Keller-Gesellschaft. Wie in früheren Fällen haben wir das Geschenk mit Zustimmung des Schenkenden an die Zentralbibliothek weitergegeben, die den Nachlass Kellers hütet. Inzwischen sind die Filmkassetten von der Bibliothek digitalisiert und auf DVD übertragen worden.

Rainer Diederichs

Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932 Prof. Dr. Fritz Hunziker, Gottfried Keller und Zürich
- 1933 Dr. Eduard Korrodi, Gottfried Keller im Wandel der Generationen
- 1934 Prof. Dr. Max Zollinger, Gottfried Keller als Erzieher
- 1935 Dr. Oskar Wettstein, Gottfried Kellers politisches Credo
- 1936 Prof. Dr. Paul Schaffner, Gottfried Keller als Maler
- 1937 Prof. Dr. Emil Staiger, Gottfried Keller und die Romantik
- 1938 Prof. Dr. Carl Helbling, Gottfried Keller in seinen Briefen
- 1939 Prof. Dr. Walter Muschg, Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf
- 1940 Prof. Dr. Robert Faesi, Gottfried Keller und die Frauen
- 1941 Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, Gottfried Kellers Verskunst
- 1942 Prof. Dr. Karl G. Schmid, Gottfried Keller und die Jugend
- 1943 Prof. Dr. Hans Corrodi, Gottfried Keller und Othmar Schoeck
- 1944 Dr. Kurt Ehrlich, Gottfried Keller und das Recht
- 1945 Dr. Fritz Buri, Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler
- 1946 Prof. Dr. Charly Clerc, Le Poète de la Cité
- 1947 Prof. Dr. Hans Barth, Ludwig Feuerbach
- 1948 Dr. Erwin Ackerknecht, Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis
- 1949 Prof. Dr. Max Wehrli, Die Züricher Novellen
- 1950 Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, Die ossianische Landschaft
- 1951 Dr. Werner Weber, Freundschaften Gottfried Kellers
- 1952 Dr. Gottlieb Heinrich Heer, Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64
- 1953 Prof. Dr. Fritz Ernst, Gottfried Kellers Ruhm
- 1955 Prof. Dr. Alfred Zäch, Ironie in der Dichtung C. F. Meyers
- 1956 Dr. Werner Bachmann, C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens
- 1957 Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen
- 1958 Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, C. F. Meyer und die Reformation
- 1959 PD Dr. Beda Allemann, Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors
- 1960 Prof. Dr. Lothar Kempfer, Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers
- 1961 Prof. Dr. Maria Bindschedler, Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen
- 1962 Prof. Dr. Albert Hauser, Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers
- 1963 Prof. Dr. Hans Zeller, Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlass
- 1964 Dr. Friedrich Witz, Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk
- 1965 Kurt Guggenheim, Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers
- 1966 Dr. Albert Hauser, Kunst und Leben im Werk Gottfried Kellers
- 1967 Prof. Dr. Karl Fehr, Gottfried Keller und der Landvogt von Greifensee
- 1968 Prof. Dr. Wolfgang Binder, Von der Freiheit der Unbescholtenheit unserer Augen – Überlegungen zu Gottfried Kellers Realismus
- 1969 Prof. Dr. Emil Staiger, Urlicht und Gegenwart

- 1970 Prof. Dr. Hans Wysling, Welt im Licht – Gedanken zu Gottfried Kellers Naturfrömmigkeit
- 1971 Prof. Dr. Paula Ritzler, «Ein Tag kann eine Perle sein» – Über das Wesen des Glücks bei Gottfried Keller
- 1972 Prof. Dr. Peter Marxer, Gottfried Kellers Verhältnis zum Theater
- 1973 Dr. Rätus Luck, «Sachliches studieren...» Gottfried Keller als Literaturkritiker
- 1974 Prof. Dr. Karl Pestalozzi, «Der grüne Heinrich», von Peter Handke aus gelesen
- 1975 Prof. Dr. Louis Wiesmann, Gotthelfs und Kellers Vrenchen
- 1976 Prof. Dr. Martin Stern, Ante lucem – Vom Sinn des Erzählens in Gottfried Kellers «Sinngedicht»
- 1977 a. Ständerat Dr. Rudolf Meier, Gottfried Keller – Zürcher Bürger in bewegter Zeit
- 1978 Prof. Dr. Adolf Muschg, Professor Gottfried Keller?
- 1979 Prof. Dr. Peter von Matt, «Die Geisterseher» – Gottfried Kellers Auseinandersetzung mit der phantastischen Literatur
- 1980 Stadtpräsident Dr. Sigmund Widmer, Die Aktualität Gottfried Kellers
- 1981 Prof. Dr. Werner Weber, Fontanes Urteile über Gottfried Keller
- 1982 Prof. Dr. Gerhard Kaiser, Gottfried Kellers Dichtung als Versteck des Dichters
- 1983 Prof. Dr. Hans Wysling, «Schwarzschattende Kastanie» – Ein Gedicht von C. F. Meyer
- 1984 Prof. Dr. Bernhard Böschenstein, Arbeit am modernen Meyer-Bild: Georg und Hofmannsthal als Richter seiner Lyrik
- 1985 Prof. Dr. Hans Jürg Lüthi, Der Taugenichts – Eine poetische Figur bei Gottfried Keller
- 1986 Prof. Dr. Jacob Steiner, Zur Symbolik in Gottfried Kellers Roman «Der grüne Heinrich»
- 1987 Prof. Dr. Peter Stadler, Gottfried Keller und die Zürcher Regierung
- 1988 Prof. Dr. Michael Böhler, Der Olymp von Gottfried Kellers Gelächter
- 1989 Dr. Beatrice von Matt, Marie Salander und die Tradition der Mutterfiguren im schweizerischen Familienroman
- 1990 Prof. Dr. Roland Ris, Was die Welt im Innersten zusammenhält: Die Sprache bei Gottfried Keller
- 1991 Prof. Dr. Iso Camartin, War Gottfried Keller ein Freund? – Eine weitere Variation zu einem alten Keller-Thema
- 1992 Dr. Dominik Müller, «Schreiben oder lesen kann ich immer, aber zum Malen bedarf ich Fröhlichkeit und sorglosen Sinn» – Gottfried Kellers Abschied von der Malerei
- 1993 Prof. Dr. Hans-Jürgen Schrader, Im Schraubstock moderner Marktmechanismen – Vom Druck Kellers und Meyers in Rodenbergs «Deutscher Rundschau»
- 1994 Prof. Dr. Egon Wilhelm, Kind und Kindheit im Werk Gottfried Kellers
- 1995 Dr. Jürg Wille, Mariafeld und die Zürcher Dichter Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer
- 1996 Prof. Dr. Ursula Amrein, «Süße Frauenbilder zu erfinden, wie die bittere Erde sie nicht hegt!» Inszenierte Autorschaft bei Gottfried Keller
- 1997 Dr. Ulrich Knellwolf, Gotthelfs Bauernspiegel und Kellers Grüner Heinrich – Über zwei Romananfänge und ihre Ziele
- 1998 Prof. Dr. Beatrice Sandberg, Conrad Ferdinand Meyer im Wandel eines Jahrhunderts
- 1999 Dr. Thomas Sprecher, «Welch strömendes Erzählergenie!» – Gottfried Keller und Thomas Mann
- 2000 Stadtpräsident Josef Estermann, Die Kehrseite der Medaille – Gottfried Keller und sein Bild in der Zürcher Öffentlichkeit

- 2001 Prof. Dr. Peter Utz, Ausklang und Anklang – Robert Walsers literarische Annäherung an Gottfried Keller
- 2002 Peter Bichsel, Drei Ellen guter Bannerseide
- 2003 Prof. Dr. Eda Sagarra, Die Macht einer Mutter: Gotthelfs Roman Anne Bäbi Jowäger
- 2004 Prof. Dr. Ursula Pia Jauch, Gottfried Keller trinkt Bier mit Ludwig Feuerbach und «Gott hält sich mäuschenstill». Vom vermeintlichen Verlust des frommen Gemüts
- 2005 Urs Widmer, «Vom Traum, namenlos mit der Stimme des Volkes zu singen»
- 2006 Prof. Dr. Werner Welzig, Aus Österreich: Zeitgemässes von Gottfried Keller
- 2007 Prof. Dr. Wolfram Groddeck, Traumwelten in Gottfried Kellers Roman *Der grüne Heinrich*
- 2008 Prof. Dr. Rüdiger Görner, «Anmutige Ironie» im «Zaubergarten des Zögerns». Über das Hintergründige in Gottfried Kellers Modernität
- 2009 Dr. Dr. h. c. Regine Schindler, «Die Frau Gottfried Keller». Johanna Spyri und der Zürcher Dichterkreis
- 2010 Prof. Dr. Peter Sprengel, «Kellers Kunst ist im wesentlichen jugendlich.» Keller-Verehrung im deutschen Naturalismus
- 2011 Manfred Papst: «Meine dummen Späße betreffend». Zur Beziehung zwischen Gottfried Keller und Theodor Storm
- 2012 Dr. Walter Morgenthaler: Nachlaßmarder und Trüffelhunde.
Zum Abschluss der Historisch-Kritischen Gottfried Keller-Ausgabe (HKKA)

BEITRÄGERINNEN UND BEITRÄGER

Pia Brandenburg
Ekkehardstrasse 5
8006 Zürich
pibr@sunrise.ch

Dr. Rainer Diederichs
Hadlaubstr. 42
8044 Zürich
rainer.diederichs@gmx.ch

Christoph Egger
Rütistrasse 20
8032 Zürich
christoph.egger@hispeed.ch

Manfred Papst
NZZ am Sonntag
Postfach
8021 Zürich
manfred.papst@nzz.ch

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch Einzahlung des Jahresbeitrags auf Postcheckkonto 80-6471-3.

Jahresbeitrag:

Einzelmitglieder Fr. 30.–

Kollektivmitglieder Fr. 100.–

Mitglieder aus dem Ausland sind gebeten, ihren Beitrag auf Privatkonto 684089-10 der Credit Suisse, Hauptsitz Paradeplatz, Zürich, z. H. Gottfried Keller-Gesellschaft, einzuzahlen.



GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT ZÜRICH

Einladung zum Herbstbott

*Sonntag, 28. Oktober 2012, 10.15 bis 12.30 Uhr
Rathaus Zürich, Limmatquai*

Eröffnungswort von Rainer Diederichs, Präsident

W. A. Mozart 1756–1791
Quartett F-Dur KV 370
für Oboe, Violine, Viola und Violoncello
Allegro – Adagio – Rondeau. Allegro

Rede von Dr. Walter Morgenthaler (Basel):

Nachlaßmarder und Trüffelbunde
***Zum Abschluss der Historisch-Kritischen Gottfried Keller-
Ausgabe (HKKA)***

Jean Françaix 1912–1997
Quartett
für Englischhorn, Violine, Viola und Violoncello
Allegro vivace – Andantino – Allegro giocoso

*Ensemble Pyramide: Barbara Tillmann (Oboe, Englischhorn),
Ulrike Jacoby (Violine), Muriel Schweizer (Viola), Anita Jehli (Violoncello)*

Apéro im Anschluss an das Herbstbott

Geschäftlicher Teil:

1. Protokoll
2. Mitteilungen
3. Jahresrechnung 2011 und Revisionsbericht
4. Jahresbericht 2011
5. Wahl eines neuen Präsidenten
6. Verschiedenes

Eintritt frei. Gäste willkommen!

Bisher erschienene Jahresberichte, soweit vorrätig, können an der Kasse zum Preis von Fr. 8.– für Mitglieder und Fr. 12.– für Nichtmitglieder bezogen werden.

